OMNIBUS,
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen.
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau 2c.

Bedingungen:
Preis per Post:
$3,00 per Jahr.
Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern
Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Insertion **$1.00**
—0—
Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00
Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $5.00
Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $8.50
—0—
Man adressire gef.
W. Krippenstapel,
Louisville Ky.

Jahrgang 2. Nummer 25.

OMNIBUS.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 14. Juni 1868.

Das Tägliche
Louisville Volksblatt,
erscheint mit Ausnahme Montags jeden Morgen und enthält alle bis gegen Morgen einlaufenden Depeschen in deutscher Uebersetzung. Es kostet, frei in's Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche	15 Cents.
3 Monate per Post	$1,50
6 Monate „ „	3.00
1 Jahr „ „	6.00

—0—
Das Halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erscheint jeden Mittwoch und Samstag Morgen. Es kostet frei in's Haus geliefert, in Louisville,

Per Woche	5 Cents.
1 Jahr per Post	$2.50
6 Monate „ „	1.25

—0—
Das Wöchentliche
Louisville Volksblatt
verläßt jeden Mittwoch Morgen die Presse und wird sofort zur Post befördert. Es enthält neben den neuesten politischen Nachrichten den ausgewähltesten Lestoff und namentlich einen sorgfältig ausgearbeiteten Marktbericht. Der Preis dieses Blattes ist in unbedingter Vorausbezahlung

6 Monate	75 Cents.
1 Jahr	$1.50
Einzelne Nummern	—.05

Anzeigen für dasselbe finden billige Aufnahme.
—0—
Nach Deutschland
versenden wir das Wöchentliche Volksblatt (wobei wir die Frankirung besorgen):

1 Jahr	$5.00
6 Monate	2.50
3 Monate	1.25
Einzelne Nummern	—.10

Der Auswanderer.

Er steht auf seines Hauses Schwelle
Und um ihn seiner Kinder Zahl,
Zum letzten Mal die traute Stelle
Betritt sein Fuß—zum letzten Mal.
Wie oft ist er des Wegs gegangen
Auf dieser Schwelle ein und aus!
Er spricht mit Thränen auf den Wangen:
So leb' denn wohl, du stilles Haus!

Du hast die Väter wohl geborgen,
Die Väter bis in's fünfte Glied,
Mir warst Du nur ein Haus der Sorgen,
Die Klage war mein täglich Lied.
Mich treibt die Noth aus Deinen Mauern,
Und doch bist Du der Väter Haus,
D'rum scheide ich von Dir mit Trauern,
Ich zieh' betrübt aus dir hinaus.

Ach, daß im schönen Vaterlande
So mancher Arme darben muß,
Daß Mangel nur in einem Stande
Und in dem andern nur Genuß!
O Vaterland! mit wundem Herzen
Werf' ich auf Dich, den Scheideblick,
Dein denk' ich, o du Land der Schmerzen,
Und fänd' ich auch das größte Glück.

Wahr ist's, es lebt sich allenthalben,
Die Welt ist groß, d'rum frisch hinaus!
Doch baut die Liebe, wie die Schwalben,
Ihr Nest an's heimathliche Haus,
Dem süßen Klang der Heimath lauschen,
Ist auch in den Savannen Glück;
Und hör' ich den Ohio rauschen,
So denk' ich doch an dich zurück! A. Beck.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht;
Aber die Güter sind das Höchste des Lebens.

Wer niemals einen Rausch gehabt,
Das ist kein braver Mann;
Wer jedoch einen hat, der wird eingesteckt.

Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen,
Arm und Geleit ihr anzutragen?
Warum dieses nicht? und noch mehr.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
Aber zanken und prügeln müssen wir uns doch bei jeder Gelegenheit.

Und die Treue, sie ist kein leerer Wahn;
im Gegentheil, sie ist voller Wahn.

Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder galt es Gut und Blut;
Wenn es aber nicht grade Gut und Blut gilt, so müßt ihr kriechen.

Nichtswürdig ist die Nation die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre;
Was ist aber die Nation, die ihre Ehre an Alles setzt?

Sein oder Nichtsein, das ist die Frage,
Die Preußen und Frankreich jetzt in Erwägung ziehn.

Wir Menschen sind ja alle Brüder;
Die Schwestern sind mir aber die liebsten unter diesen Brüdern.

Die Freude wollte sich vermählen,
Wenn sie aber Freude bleiben will, soll' sie's lieber unterlassen.

Nacht muß es sein, wo Friedland Sterne strahlen;
Na ja, bei Tag hab' ich auch noch nie Sterne strahlen gesehen.

Und jenes unbekannte Land,
Von dessen Grenzen nie ein Wanderer
Zurückgekehrt—
Aber was reden Sie da für Schtuß, lieber Hamlet, Sie haben ja eben erst mit dem Geist Ihres Vaters, also mit einem aus jenem unbekannten Land zurückgekehrten Wanderer gesprochen!

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan;
Das ist viel leichter als den Schlechten oder Dummen genug zu thun.

Etwas hoffen und etwas sorgen
Muß der Mensch für den künftigen Morgen,
Der Theaterdirector aber muß besonders für den künftigen Abend sorgen.

Bettler werden Fürstenbrüder,
Das mag früher gewesen sein, jetzt werden Fürsten mitunter Bettelbrüder, wenn sie nicht 16 Millionen erhalten.

Kaiser Napoleon konnte in Orleans nichts Anderes sagen, denn zur Feier einer Jungfrau läßt sich schicklicher Weise keine andere Rede halten, als eine unschuldige.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cabel.)

Louisville, 9. Juni. Die neuen Polizei-Commissäre haben beschlossen, den Bürgermeister Tomppert und den Richter Stites zu kidnappen. Der alte Tomppert aber steckte die Sünder in die hintere Tasche seines Schwabenröckleins.

Woodland Garten, 9. Juni. Die Kuhgluckser haben sich heute gegenseitig den Hals umgedreht. Der Bennecke bekam vor Lachen die Maulsperre.

Chicago, 9. Juni. Alle Bewohner unserer Stadt nennen sich Sängerbrüder. Verschiedene Platoniker von der Presse meinten, die Sängerschwestern seien auch nicht zu verachten. Der Orpheus von Louisville soll derselben Ansicht sein.

Louisville, 10. Juni. Die hiesige Einzige kneipte heute, um die demokratische Platform durch ein lebendes Bild zu veranschaulichen, in Gesellschaft eines Negers. Mit dem Ausruf: „O, my beloved black brother," gerieth sie in Verzückung. Böse Zungen wollen behaupten, daß der Neger die Zeche bezahlen mußte.

Erde, 11. Juni. Die „Jungfrau" Europa, welche, wie in Nr. 20 der Berl. Montags-Zeitung mitgetheilt wurde, jährlich 250 Millionen Thaler Deficit hat, id est: solch eine ungeheure Summe verschwendet, soll unter Curatel gestellt, und besonders ihr unausgesetzter, luxuriöser, sehr verdächtiger und verderblicher Umgang mit dem Militär fernerhin nicht mehr geduldet werden. Den schlimmsten Einfluß auf das Leben dieser „Jungfrau" soll ihr Louis haben.

Louisville, 12. Juni. In Reuß jüngere — scheint jetzt ein ⊖-Richter an der Spitze der Regierung zu stehen! Dort wird Presse und Preßgewerbe von jedem † befreit! Hier in Louisville denkt man über diesen ⊖ anders.

Paris, 12. Juni. Der Kaiser hatte gestern wieder einen Unfall rheinatischer Schmerzen. Erst heut Morgen fand er wieder Rouher.

Abessynien, 12. Juni. Schon seit mehreren Wochen sind wir Abessynier ohne irgend einen Theodor! Wir hätten nie geglaubt, daß dies möglich wäre. Indessen es macht sich.

Europa, 12. Juni. Der Friede befestungt sich immer mehr und mehr und in Folge dessen blüht auch das Geschäft wieder, namentlich das mit Schießprügeln.

Wien, 12. Juni. Der Minister Dr. Giskra, welcher vor 8 Tagen nach Berlin reiste, um liberal zu werden, fand es daselbst zu liberal und ist deshalb unverrichteter Sache zurückgekehrt.

New-York, 12. Juni. Der am 18. April vom Prof. Peters in Klinton zwischen Mars und Jupiter entdeckte Planet, der 98ste, wird den Namen „Bundesschuld" erhalten.

New York, 12. Juni. Hier tödtete sich ein Mann, Namens Johnson. Die Untersuchung ergab, daß der arme Kerl Selbstmord beging, weil er Johnson hieß.

Mutterseelenallein.

Damit dem Kinde auf diesem Stern
Ein göttlicher Schutz nicht fehle,
Gab' ihm der Herr zum Begleiter mit
Die starke Mutterseele.

Nicht Vaterauge, Schutzengelblick
Bewacht es auf seinen Wegen,
Nur die Mutterseele hütet es
Und heil'ger Muttersegen.

Er räumt die Rosen der Dornen fort
Und aus dem Wege die Steine,
D'rum wandelt so sicher jedes Kind
Selbst Mutterseelenalleine.

Mayor Tomppert.

(Melodie: Weißt Du, wie viel Sterne stehen.)

Weißt Du, was Dein Bürgermeister,
Freund und Leser, hat gemacht?
Weißt Du, wenn er will, da schmeißt er
Alle Grauröck raus und lacht.
Mucke niemals, daß er Schwabe,
Daß er lange Röcklein trägt;
Er ist ein gelungner Knabe,
Der Dich schützt und hegt und pflegt.

Viel gelehrte, kluge Reges
Waren einst in Frankenfort,
Sprachen Recht und gaben Leges,
Von der allerschönsten Sort.
Und sie sprachen: Polizisten
Muß das schlechte Louisville ha'n,
Denn dort giebt's bloß Bier-Pumpisten
Und das geht nicht länger an.

Und man wählte Commissäre,
Geld und Schnapps ward nicht gespart.
Traurig floß die salz'ge Zähre,
Unserm Stadtrath in den Bart.
Bloß der Tomppert blieb recht heiter,
Der doch nicht studiret hat,
Und trotz Allem viel gescheidter
War, als unsre ganze Stadt.

Als die Stunde war gekommen,
Daß die Häuser der Station,
Sollten mit Gewalt genommen
Werden von der Commission,
Hat der „Schwob" in Grimm gekrischen,
„Nir do, gebt euch bloß ka Müh",
Und hat Alle rausgeschmissen,
Donnerwetter Paraplü.

Und die Commissäre fluchten:
„Warte Schwab, jetzt kriegst Du Schmiß,"
Wodadrauf sie Recht sich suchten
Bei dem Stites vom Common Pleas.
Himmelherrgott ganze Bogen,
Haben sie da vollgeklert,
Und dem Richter vorgelogen,
Daß sie rechtlich eingesetzt.

Der hat aber meditiret,
Viele Stund und Tage lang,
Hat dann die Replik-geschmieret,
—Ach, dem Tomppert war so bang.—
Als er aber dann gelesen,
Was der Stites geschrieben hat,
Ist er reine weg gewesen,
Hat geschlagen Rad auf Rad.

Freude war in Louisville's Hallen,
Abends ward illuminirt,
Jubellieder hört' man schallen,
Manches Faß wurd' excutirt.
Lustig war der ganze Rummel
Und der Schwabenmayor auch.
Selbst der Gieß war auf dem Bummel,
Hielt vor Lachen sich den Bauch.

Die Moral von die Geschichte
Heißt: Mach keine Faxen nicht,
Tomppert sitzt sonst zu Gerichte
Und nimmt Dich beim Ohr, Du Wicht.
Polizei und andre Köter
Sind jetzt sämmtlich schwer blamirt,
Und der Schwob, der Schwerenöther,
Hat schon wieder triumphirt.

Fragen und Antworten.

Frage. An welchem Tage macht der Anzeiger keine Dummheiten?
Antwort. Am Montag.
F. Welcher Mann in Louisville besteht zur Hälfte aus Bier?
A. Der Schauspieler Biermann.
F. Giebt es noch Gerechtigkeit in Louisville?
A. Nicht allein das, sondern auch einen Bürgermeister Tomppert!
F. Was geschieht mit den drei Polizei-Commissären?
A. Sie gehen „flöten". Die „Einzige" bläst dazu Trübsal.
F. Giebt es in Louisville Chinesen?
A. Ja. Den Mandarinen Sti-Er-Lin.

Johnson.

Verkupfertes Sonnet.

Die Berliner Montags-Zeitung widmet unserm Präsidenten folgendes Gedicht:

Heil Dir, Du hast Dich gut noch durchgeschlängelt
Durch dieses Paragraphen Stachelhecken;
Es blieb Dein guter Advokat nicht stecken,
Und glücklich sind Gesetz und Recht bemängelt.

Von Dir und Deiner Sippe Geldsack-Recken
Wird flott der Staat auch fernerhin gegängelt,
Wird flott in alter Weise fortgebengelt,—
Heil Dir; jetzt wird der Whiskey wieder schmecken!

Heil Euch, Ihr Spießgesell'n, in dieser Phase,
Heil Euch, so Kupferkopf wie Kupfernase,
Heul' Republik' — denn schwer bist Du getroffen.

Heul', Republik: Dein Präses ist besoffen:
Er führt im Siegesrausch fortan den Hammer,
Und Dein ist, Republik, der Katzenjammer!

Wie es Schulzen auf einer Fahrt in einem Berliner Omnibus erging.

Ick stehe letzten Donnerstag uf's Platz vor't Hallsche und will meinen Freund Ströbel uf'n Wedding besuchen. Zwee Uhr is et, aber um viere treff ick ihm erst. Wat also so lange machen? I, denk ick, wenn du in de Kneipe wartest, mußte Bier drinken, un da ick Abends noch jenug drinken muß, is det nich jut. Ick komme also uf den janz kaptalen Jedanken, mir uf det Deck von den ersten absegelnden Omnibus zu schwingen, wodurch ick nich allein det Bier spare, sondern och richtig bis Viere jebrauchen werde, um nach'n Wedding zu kommen. Ick setze mir also ruf, un nich lange, so stuckert nu die vierräderige Kaserne so sachte an die Victoriasäule vorbei, ohne nur im Jeringsten vor einem Briefdräger, der in jedet Haus drei Briefe abjibt, schamroth zu werden. Ick ärgere mir aber nich im Jeringsten, indem ick ja eben Zeit dodtschlagen wollte. Bis an die Kochstraße schien die Sonne, da aber mußte wohl ein anderer Breitenjrad anfangen, indem et hier drippelte, welches immer doller wurde. Nee, denk ick, davor hab ick die neue Angströhre nich uf'n Kopp; ick winke den Kondukteur, der zoddelt an den Sweineriem, det ich denke, er reißt den Kutscher den Arm aus, und die Andalusier stehen ooch. Ick jeh runter, un setze mir 'rin, wo ick nu Zeit habe, über die Mehrausjabe von eenen Sechser nachzujrübeln. Det Drippeln läßt nu nach, un et fängt an orntlich zu dreeschen. Hast'e nich jesehn, is der Omnibus mit eenmal voll, wobei ick natürlich von sämmtliche Damens ihre nasse Kledage eenen Wischer abkrieje, der mir bis uf de Knie ruf erkältet. Auch dadrüber ärjere ick mir nich, blos über einen jungen Menschen. Der sagt nemlich: „Det bremmelt heite recht nett run! „Nu frage ick blos, wie kann Eener, der Bildung, wenigstens in de Kleidung, besitzt, sagen, „et bremmelt!" Wenn ihm det jute hochdeitsche Wort dreeschen nich gefällt, denn hätte er doch wenigstens „regnen" sagen können! Wie wir an de Linden ran sind, kommt eene junge hübsche Frau mit'n Kind, die will mit, es is aber allens voll. „Ach wat," sage ich zum Kondukteur, „et drescht nicht mehr so, ick jeh wieder ruf." „Jut," sagt er bereitwilligst un lächelt, und ick ruf. Nach de nächste halbe Stunde sind wir an't Oranjenburger, un richtig! Et drippelt wieder, un weil nu wieder unten Platz is, jeh ich nach den üblichen Strippenruck an den Kutscher wieder unten rin. Der Kondukteur sagt nischt, sondern sieht sehr verjnügt aus. Is det 'n höflicher Mensch! denk ich, davor kriegt er 'n Sechser. Jut! Punkt vier Uhr sind wir uf's Wedding. Ick krepele raus, un händige würdevoll den Kondukteur zwee Silberne in, unsage herablassend: „Schon jut, mein Lieber," und blinzele so man bloß nach ihm hin, ob er sich auch gebührend freut. Aber Kuchen! Et kam anders, und deßhalb dieses Insirat. „Entscholdjen Se, sagt er, un zeijt mir sein Buch, wo er immer Striche bei't Fahren jemacht hat, die von det Stuckern so aussehen, als wenn se rheimatische Leibkneifen hätten: eener nach vorn rieber, denn zwee mit'n Knick nach hinten, un so weiter „Sehen Se, eene Person ruf," und damit zeijt er eenen schiefen Strich, „un denn eene Person rin," wobei er det Bleistift uf'n zweemal jeknickten Strich hält, „un denn eene ruf, un denn eene wieder rin; zweemal een Iroschen un zweemal sechs Dreier, das macht fünf Iroschen!"

„Nanu?" sag ick.

„Ach Sie dachten woll ne? Ob Sie da rin klettern oder ne olle Frau, halten is halten!" Wat sollte ick machen? Eijentlich hat der Mann Recht, und det erkenn ick immer an, och vor fünf Iroschen, aber warnen wollt ick meine Mitbürjer, damit se Respekt vor so'n Omnibus kriejen un nich Zeck druf spielen, wie ick Schafskopp!

Schon der Gebrauch des Wortes Mutterwitz deutet auf die Wahrnehmung hin, daß geistige Fähigkeiten mehr von der Mutter als Vater kommen. Zur Bestätigung fehlt es nicht an Beispielen. Bacon's Mutter war eine ausgezeichnete Sprachkennerin, schrieb und übersetzte mehrere Werke und bewies in jedem Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack.—Der Geschichtschreiber Hume erwähnt seiner Mutter als einer Frau von seltenem Verdienste (singular merit,) die ihrer Jugend ungeachtet sich ganz seiner Erziehung gewidmet. — Die Mutter des bekannten R. B. Sheridan, Mistreß Frances Sheridan, besaß hohe Geistesgaben. Die Bekanntschaft ihres nachherigen Gatten machte sie durch ein zu seiner Vertheidigung geschriebenes Pamphlet, und ein von ihr verfaßter Roman hatte das seltene Glück, von dem „groben" Johnson gelobt zu werden. — Schiller's Mutter war ein liebenswürdiges Weib, sie hatte Gefühl für die Schönheiten der Natur und regen Sinn für Musik und Dichtkunst. Schiller war ihr Liebling. — Goethe gedenkt in Bezug auf seine Aeltern, daß er von seinem Vater eine gewisse Art eindringlicher Beredsamkeit, von seiner Mutter die Fähigkeit geerbt, die Gebilde der Phantasie kräftig und lebhaft darzustellen. — Die Mutter des Dichters der „Jahrzeiten," Thomson, besaß eine ungewöhnliche Fülle natürlicher Anlagen, jede gesellige und häusliche Tugend und eine Wärme der Phantasie, die ihres Sohnes kaum nachstand.—Wie kaum je ein Weib zeichnete sich Boerhave's Mutter durch medizinische Kenntnisse aus. — Erskine erzählt von seiner Mutter Mehreres, was auf hohe Geistesgaben und namentlich auf durchdringenden Scharfsinn schließen läßt. — Walter Scott's Mutter erging sich gern im Reiche der Poesie und verfaßte Gedichte, die 1789 im Druck erschienen. Auch an andern geistigen Befähigungen war sie reich „wie selten Eine." — Marmontel's Mutter ragte über ihre Umgebungen weit empor. — Selbst in Napoleon bethätigte sich der Geist der Mutter.

Geldsack.

Der Geldsack ist doch kein leerer Schall;
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und ob er auch dumm ist überall
Dem Reichen wird alles vergeben!
Und worauf kein Verstand der Verständigen fällt
Das übt in Einfalt ein Tölpel um's Geld.

Nina.

Eine mexicanische Erzählung
von
Adolf Mützelburg.

(Schluß.)

Oberst Du Pin war gerade mit einer Abtheilung seiner Contre-Guerilla von einem Streifzuge zurückgekehrt, als der Bote Arnold's in dem Corral erschien. Schnell ward sein Entschluß gefaßt. Er sandte den Boten mit der bekannten Antwort voraus und folgte ihm nach kurzer Rast mit seinem ganzen Detachement.

Es war ein langer gefährlicher Weg, den sie zurückzulegen hatten, über Felsen und reißende Bergströme, durch wilde Schluchten und dichten Urwald, dessen üppiges Unterholz das Vorwärtsdringen äußerst beschwerlich machte. Nach einem mühseligen Marsche kamen sie, ohne belästigt worden zu sein, in der Hacienda an, wo Oberst Du Pin den ihm liebgewordenen Jüngling, welchen er für sich verloren geglaubt, freudig in die Arme schloß.

Das Glück schien Arnold's Flucht zu begünstigen zu wollen, denn Nina war für einen Tag zur kranken Tia nach der Hacienda Favorita hinübergegangen, Don Cardello und Don Fernando waren wie gewöhnlich auswärts, und außer der Frau vom Hause befanden sich nur die indianischen Diener in demselben. Schnell hatte Arnold seine wenigen Habseligkeiten zusammengepackt, nahm Mata's Hand in der seinigen und drängte zum Abmarsche.

Das Detachement, in dessen Mitte sich Arnold und Mata befanden, waren kaum einige Stunden auf dem Rückmarsche begriffen und durchschritten eben vorsichtig eine tiefe Schlucht, durch welche ein reißender Bergstrom schäumend dahinfloß, als die Berge zu beiden Seiten der Schlucht sich plötzlich belebten und überall die dunklen Gesichter der mexikanischen Guerilleras erschienen.

„Vorwärts! Schnell!" rief Du Pin und die ganze Kolonne setzte sich in schnellere Bewegung. Plötzlich aber krachte eine furchtbare Salve von fast allen Seiten, von der Felsenwand, von den jenseits des Bergstroms liegenden Felsen, von den Bäumen und aus den Gebüschen. Die Franzosen befanden sich jetzt wie in einem Kessel. Wenn die Mexikaner nur leidlich gut schossen, so konnten die Franzosen während der wenigen Minuten, die sie gebrauchten, um die Felsenwand zu umgehen, vollständig aufgerieben werden.

„Vorwärts! Nur vorwärts!" rief der Oberst. Und in der That ließ sich hier gar nicht an Widerstand denken. Der Feind war nirgends zu erblicken. Das Heil lag hier in der Schnelligkeit der Füße Und jeder stürzte denn auch vorwärts.

Die Mexikaner schossen nicht besonders. Vermuthlich befand sich die Mehrzahl der Schützen zu hoch. Es fielen im Ganzen nur ein Dutzend Franzosen. Die Anderen machten jenseits der Felsenwand Halt und rangirten sich außer Schußweite.

Arnold hatte vom Beginn des Feuers an seine ganze Kraft und Geistesgegenwart wieder erlangt. Mit der Linken Mata's Hand ergreifend, zog er die Indianerin hastig mit sich fort. Mata war allerdings bei den ersten Schüssen vor Schrecken fast zusammengebrochen, aber sie faßte sich schnell, als sie sah, daß Arnold noch lebte und frisch und kräftig war. Die Kugeln pfiffen im vollsten Sinne des Wortes wie Hagelkörner um sie herum. Aber es gelang ihnen, an der gefährlichen Felsenwand vorüberzukommen. Sie waren die Letzten, da Arnold in seiner Müdigkeit schon vorher sich unter den Letzteren des Zuges befunden hatte.

In dem Augenblicke, als Arnold erschöpft still stand—er glaubte bereits außer Schußweite zu sein — hörte er eine laute Stimme von dem Felsen her: „Das ist er! Das ist der Verräther!" Schießt ihn nieder!"

Mehrere Schüsse fielen zu gleicher Zeit. Arnold fühlte einen Schlag am Knie.

„Fort, fort, Mata!" rief er. „Ich komme sogleich nach!"

Das Feuer dauerte fort, diese Kugeln waren besser gezielt — eine derselben riß Arnold den Hut vom Kopfe. Mata, die den Geliebten taumeln sah, warf sich mit einem Schrei und mit ausgebreiteten Armen vor ihn, gleichsam um ihn zu decken. Einen Augenblick darauf zuckte sie zusammen, ihre Hände griffen krampfhaft nach Arnold und ihre Finger gruben sich in seine Schultern ein. Ein Blutstrom färbte ihr helles Kleid in der Gegend des Herzens. Dann ließ der Krampf nach, sie lächelte und sank, den Blick auf Arnold gerichtet, langsam vor dem Geliebten nieder.

„Ich wußte es! Der Nagual hat es mir gesagt!" flüsterte sie. „Du bist gerettet. Aber fliehe Nina!"

Arnold beugte sich mit unsäglichem Schmerze über sie. An ihm vorüber stürzten mit wildem Kampfruf die Franzosen. Sie hatten entdeckt, daß die Felsenwand von der Thalseite leicht zu ersteigen sei. Die dort befindlichen Mexikaner waren verloren, wenn sie sich nicht schnell über den reißenden Bergstrom auf die andere Seite nach den Felsen retten konnten. Arnold sank in Ohnmacht.

Als er erwachte, hatten die Guerilleros des Obersten Du Pin die Felsenwand erstürmt; nur wenige von den Mexikaner, die sie besetzt, waren entkommen. Das Feuer der Schaar Don Juan Pablo's und auch d'Arosta's — denn Arnold erkannte den Kreolen — dauerte zwar von dem Felsrücken jenseits des Flußes noch fort; aber es richtete wenig Schaden an und die Franzosen konnten ihre Verwundeten, die am Fuße der Felswand lagen, ohne großen Verlust in Sicherheit bringen.

Lautlos, unbeschreibliches Leid in den bleichen Zügen, blickte Arnold auf Mata. Sie lächelte noch im Tode — aber es war ein ernstes, schwermüthiges Lächeln. Als die Gefährten kamen, um ihn aufzuheben, bat er sie die Leiche mit sich zu nehmen.

„Legt sie auf dieselbe Tragbahre mit mir!" sagte er düster. „Ich will ihr wenigstens ein ehrliches Begräbniß verschaffen. Doktor, ich habe einen Schuß im Knie."

Der Arzt beugte sich nieder und untersuchte die Wunde.

„Ein dummer Schuß!" sagte er. Vorsicht! Pflege! Hoffentlich erhalten wir den Fuß."

Auf derselben Tragbahre wurden Arnold und Mata nach der nächsten Stadt geschafft. Er betrachtete unablässig die schöne Leiche und hielt fortdauernd die starre, kalte Hand in der seinigen.

„Laßt mir die Leiche, bis sie beerdigt werden muß!" sagte er, als man ihm ein Krankenzimmer angewiesen. „Ich verliere sie ja ohnehin bald genug."

Er duldete furchtbare Schmerzen, als man die Kugel suchte und endlich fand. Aber er hatte noch so viel Besinnung, seine Genossen zu bitten, daß sie keine „Fremde" zu ihm einlassen möchten, auch nicht, wenn sich dieselbe seine Braut, Elvira de Cardello nenne.

Es war am zweiten Tage nach der Verwundung—Arnold lag halb betäubt und vollkommener Ermattung auf seinem Lager, das Wundfieber hatte gerade ein wenig nachgelassen—als er vor der Thür eine heftige Frauenstimme hörte.

„Ich will zu ihm, Ihr täuscht mich, er ist nicht verwundet, er will mich nur nicht sehen!" rief die Stimme. Arnold kannte sie gut genug — es war Nina's Stimme. Unmittelbar darauf ward die Thüre aufgerissen und Nina stürzte in das Zimmer.

Als sie Arnold bleich und mit erloschenen Zügen auf seinem Lager erblickte, fuhr sie zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und sank in die Knie. Aber diese Zerknirschung währte nicht lange. Sie nahm einen Stuhl und setzte sich neben ihn.

„Weshalb hast du mich verlassen, du Ungetreuer? Weißt du, daß ich dich hasse?"

Arnold antwortete ihr nicht. Die Welt war ihm gleichgültig, auch Nina. Er sah sie ruhig mit halbgeöffneten Augen an, als wisse er gar nicht, daß sie es sei. War sie verändert? Oder sah er sie jetzt, wie sie wirklich war? Hatte ihr Gesicht immer einen so bösen, zänkischen Ausdruck gehabt, hatte ihre Stimme stets so häßlich geklungen?

„Weshalb antwortest du nicht?" fuhr sie fort, die Stirn faltend. „Bist du meiner überdrüssig? Du bist mit Mata geflohen, ich weiß es recht gut! Glaubst du, ich würde dir eine solche Untreue verzeihen? Aber du hast deine gerechte Strafe erhalten, du bist verwundet. Ich weiß noch nicht, ob ich dich wieder zu Gnaden annehme, du müßtest mich denn auf den Knieen bitten. Und doch—ich könnte dir Alles vergeben, aber daß du mich verlassen um der Hündin, der Katze, der Indianerin willen—"

„Ich ging, um meine Landsleute zu warnen," sagte Arnold leise.

„Du lügst! rief sie. „Mata beschwatzte dich, um dich von mir zu reißen. Und du warst schlecht genug, ihr zu folgen—mir, der Tochter Cardello's, der Schwester Fernando's, eine Schmach anzuthun, die ich mit Blut rächen würde, wenn ich dich nicht noch immer liebte, du Schändlicher! Aber ich vergebe dir nicht, wenn du sie mir nicht auslieferst, ich selbst will sie züchtigen, will sie schlagen, ihr in's Gesicht speien—"

„Sieh nach rechts!" sagte Arnold mit starker, tiefer Stimme. „Sie starb für mich!"

Nina blickte erschreckt nach rechts. Auf einer Strohmatte, mit einem weißen Tuche bedeckt, so daß nur das starre, aber selbst im Tode nicht unliebliche Gesicht frei blieb, lag dort die Leiche Mata's. Nina stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte aus dem Zimmer.

Am folgenden Tage verlangte Arnold, daß Mata begraben und daß er selbst nach Medellin geschafft werde. Er verlangte es mit solcher Bestimmtheit, daß der Arzt und Oberst Du Pin nachgeben mußten.

„Ich darf die Tochter Cardello's nicht wiedersehen," sagte er. „Ich weiß nicht, was ich thäte. Ich könnte vergessen, das sie ein Weib ist."

Auf einer Bahre liegend, wohnte er in der Abenddämmerung dem Begräbniß Mata's bei und warf selbst die erste Hand voll Erde auf ihren Sarg. Dann begann er den schmerzensreichen Rückweg nach Medellin. Sobald der Zustand seines Fußes es erlaubte, schiffte er sich in Vera Cruz nach Europa ein, so heimlich, daß seine Abreise fast einer Flucht glich.

* * *

In dem freundlichen Garten eines kleinen Hauses am Rhein sieht man oft den Besitzer, einen noch jungen, aber etwas schwermüthigen Mann, auf einen starken Stock gestützt, spazieren gehen. Er gebraucht den Stock, denn sein linker Fuß ist steif. Zuweilen wandert er auch, freilich mit großer Mühe, auf die benachbarten Höhen und blickt dann stundenlang träumerisch und ernst vor sich hin.

Es ist Arnold von Wissenthal, in der neuesten Zeit bekannt durch manche nicht werthlose Landschaftsbilder. Seine mexikanische Geliebte hat sich getröstet. Nina ist heute die Gattin Don Manuel d'Arosta's, ihres ersten Liebhabers. Wenn sie von einem Deutschen hört, soll sie ihren kleinen Mund höchst verächtlich verziehen und ein giftiges: „Diese Treulosen! diese Verräther!" vor sich hinmurmeln. Auch pflegt sie dann den ganzen Tag über sehr übelgelaunt zu sein und ihren, im Uebrigen sehr fügsamen Gatten noch schlechter als sonst zu behandeln. Sie besuchte sehr häufig eine gewisse Kirche in Mexiko, und die Eingeweihten behaupten, daß der blonde Kopf des Erzengels Michael auf dem Bilde, welchem sie stets gegenüber kniet, eine ganz besondere Aehnlichkeit mit dem jungen Deutschen habe, der damals in Orizaba, auf dem Balle, die bewundernde Aufmerksamkeit der jungen Mexikanerinnen erregte.

Die Deutschen — ein Räubervolk.

Wir haben uns bisher immer etwas auf unsere Civilisation zuGute gethan, schreibt die „L. Gartenlaube", und glaubten wenigstens über den Mongolen und ähnlichen Völkern zu stehen. Daß dieses je doch nicht der Fall ist, das zu beweisen, hat einer der berühmtesten slavischen Gelehrten, Herr Franz Palazky in Prag, unternommen, welcher von jeher die Deutschen auf's Gehässigste in seinen Schriften verumglimpst hat und nun sich so weit versteigt, uns als „Räubervolk" hinzustellen. Herr Palazky gehört einer Nation an, welche von jeher bei ihren Nachbarn übel berüchtigt war, nämlich der czechischen. Man weiß, wie dieses Volk gern Mein und Dein verwechselt, man kennt seine schmachvollen Judenhetzen aus der jüngsten Zeit, seine Schwärmerei für den Feudaladel, seine Vorliebe für das Concordat und seine Opposition gegen das liberale Ministerium. Ist so das Volk beschaffen, dann darf man sich nicht wundern, wenn seine Gelehrten in ähnlicher Weise vorgehen und gegen die Deutschen die größten Schmähungen ausstoßen. Dieses that in einer historischen Zeitschrift gegen Prof. Höfler kürzlich der genannte Palazky. Nach ihm gibt es zwei Völkergruppen: „Räubervölker" und „friedliche, Erwerbsfleißige". Zu den ersteren gehören die Deutschen, Mongolen, Türken, Hunnen, zu den letzteren vorzugsweise die Slaven. Bei uns floß das Recht aus der Quelle der rohen Gewalt, bei den Slaven aber aus dem vereinbarten Willen der Gesammtheit. Das allgemeine Merkmal der ursprünglich slavischen Zustände ist die Freiheit, das der deutschen die Herrschaft und Knechtschaft; ja dieser Historiograph beweist uns sogar, daß vom Standpunkte der Staatenbildung die Römer und die Deutschen tief unter den Russen, ja selbst unter den Mongolen stehen! Daß die Deutschen, welche den Slaven Städtewesen und Bürgerthum brachten, welche in Böhmen die Eisenbahnen bauten, Handel und Industrie begründeten, Anspruch auf Dankbarkeit der Slaven haben, leugnet der gebildete Gelehrte, der auch die Erfindung machte, daß die Leibeigenschaft von den Deutschen bei den Slaven eingeführt wurde. Es möge dies genug sein, um die Phantasie des „größten slavischen Gelehrten" zu charakterisiren. Aber noch Eines haben wir zu bemerken. Die Deutschen sind ein gemüthliches Volk und nur allzu gerecht gegen ihre Feinde. Als im Jahre 1858 die Universität Jena ihr dreihundertjähriges Jubiläum feierte, da schmückte sie die Häuser, in welchen hervorragende Männer als Studenten gewohnt, mit Gedenktafeln. Eine solche Tafel trägt auch den Namen Franz Palazky's, der seine Bildung deutschen Hochschulen verdankt, aber voll des Undanks unsere Nation in unwürdiger Weise jetzt beschimpft. Wäre es nicht Ehrensache der Stadt und Universität Jena, diese Tafel zu entfernen?—Zur Zierde kann sie der freundlichen Musenstadt sicher nicht gereichen, und jeder Deutsche, der dort den Namen des haßerfüllten Czechen liest, wird sich mit Ekel von dem Hause abwenden müssen, in welchem ein Verunglimpfer unseres Volkes wohnte.

Kurze Heirathsgeschichte. Der holländische Admiral Bombel war Anfangs Hofknecht bei dem Gutsbesitzer von Bombell im Schleswigschen, entfloh wegen allerlei Händel und machte rasch sein Glück auf der holländischen Marine. Da schrieb er einem armen Dienstmädchen zu Emerleß: „**Meine liebe Grethe! Wenn Du noch gesinnt bist, wie damals, als ich mit Dir zugleich in Bombell diente, so komm zu mir nach dem Haag und werde meine Frau.** Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral. Nil le Bombell, zuvor Nis Ipsen, Dein getreuer Bräutigam." Die Magd packte rasch ein, reisete, kam in Haag an und ward Frau Admiralin.

Blechkasten!

Aus den Verhandlungen des Indianapolis Turnvereins bei Gelegenheit der Ratifikation der Bundesplatform.

Röschen vom Berge:—Gesetzt den Fall, es könnte mal der Fall eintreten, daß verschiedene Fälle gerade wie der Fall, der jetzt vorliegt, vorfallen zum Beispiel daß es speziell in dieser Sache der Fall sein möchte, daß das Frauenstimmrecht allenfalls zur Abstimmung käme, so möchte ich Turner F. fragen, ob er in diesem Falle auch dafür stimmen würde, daß also in dem Falle, wie ich eben erklärt habe, auch die schwarzen und rothen Frauen das Stimmrecht haben sollten.

E. Butcher:—Ich kann nicht einsehen, warum man sich so lange über Prinzipien streiten mag, die jetzt nicht anders ausgelegt werden können als sie früher ausgelegt wurden und für deren Verwirklichung der alte Turnverein jetzt in südlicher Erde modert — aber auf der andern Seite— —(hier riß der Faden) ich möchte mal wissen, ob nicht jeder— —aber auf der andern Seite— —hier steht im Paragraph 1 der Bundesplatform oder Bundesstatuten also; (liest den betr. Paragraph)— — —aber auf der Seite— — ich kann nicht sprechen, wenn nicht Ruhe gehalten wird – aber auf der andern Seite —(lange Pause, der eben wieder angeknöpfte Faden reißt abermals und diesmal bleibt er abgerissen.)

Petrus der Schlanke: — Ich denke wir, die wir, als der Krieg ausbrach, zur Realisirung unserer Grundsätze Weib und Kind im Stich ließen und für unser Vaterland bluteten und starben, haben auch noch ein Wörtchen mitzureden.

G. Glocke:—Da schon der weise Salomon den denkwürdigen Spruch gethan: „Alles in der Welt ist eitel!" so sehe ich nicht ein, weßhalb wir uns überhaupt mit Politik befassen sollten. Meiner Ansicht nach würde es zu unserem Gedeihen am förderlichsten sein, wenn wir den Turner in zwei Theile zerschnitten und den einen Theil zum Bürger, den andern aber zum Turner heranbildeten. Beide Theile müßten gänzlich von einander unabhängig und keiner dem andern für seine Handlungen verantwortlich sein.

Landmann:—Ehe ich fortgehe, will ich bestimmt wissen, ob ich hinausgeschmissen werde oder ob ich bleibe. Ich bin zwar mit den Grundsätzen der Platform einverstanden, allein ich bin nicht dafür, daß sie befolgt werden.

Mehlwurm:—Die ganze Politik hier in Amerika ist nichts als Humbug, alle Politiker sind Schwindler; überhaupt stimme ich dem von meinem gelehrten Vorredner, G. Glocke, citirten Spruche Salomonis vollkommen bei und bin der Ansicht, daß wir uns gar nicht mit der schwindligen Politik befassen sollten.

Bellicosus:— Turner, Brüder, Freunde! Der Turner ist nur Turner in der Halle, was er außerhalb derselben thut, thut er als Bürger, und das geht uns hier nichts an. Daraus folgt, daß dem Turner Stanislaus, den ich wegen einiger mir außerhalb der Halle applizirten Ohrfeigen beim Turnrath verklagt habe, bis zum Austrag der Sache das Stimmrecht in einer reinen Turnerangelegentheit entzogen werden muß.

Strumpf:— Zum Beispiel, gesetzt den Fall; ich will mal eine Geschichte erzählen, die sich im Süden zugetragen hat, wo ich auch Mitglied war. Da waren sie nämlich alle für gleiche Rechte, als aber gefragt wurde, ob sie auch Gefärbte in den Verein aufnehmen würden, da waren aus Hundert nur Vier dafür und deßhalb stimme ich auch dagegen. Jetzt will ich noch eine Geschichte erzählen. Es war einmal— —(Wird zur Ordnung gerufen.)

Blechschmied:—Im Prinzip bin ich ganz entschieden für das Negerstimmrecht, aber ich stimme nicht dafür, weil das die Neger selber thun sollen. — Wer nicht für seine eigene Gleichberechtigung stimmt, ist überhaupt nicht werth, das Stimmrecht zu erlangen.

Kühn:—Ich wollte schon längst den Antrag stellen, daß man Mitglieder ihres Stimmrechts dadurch berauben kann, daß man sie beim Turnrath anklagt. (Unbändiges Gelächter.) Halt! ja so! Das wäre doch gar zu bequem. Nein, ich wollte den Antrag nicht stellen.—

Strumpf!—Im Prinzig bin ich für völlige politische und sociale Gleichberechtigung der Neger, aber dieselben sind zu ungebildet. Ich habe schon viele hochgebildete Neger kennen gelernt, die deutsch und noch 5 oder 6 andere Sprachen gesprochen haben, aber wenn ein Schwarzer in den Turnverein aufgenommen werden sollte, so würde ich dies als einen Insult gegen die weiße Rasse betrachten und austreten.

Röschen vom Berge:—Ich bin mit dem Neger- und Frauenstimmrecht ganz einverstanden, aber am Ende wollen die Radikalen gar noch den schwarzen Frauen das Stimmrecht einräumen, und davon will ich nichts wissen. Da soll sich mal Einer die Verwirrung denken, die daraus entstehen würde.

Bellicosus:—Es ist zwar Schluß der Debatte beantragt, ich will aber noch ein Dokument vorlesen, weil ich noch das Wort habe.

Präsident:— Wenn Schluß der Debatte beantragt ist, könne keine Dokumente mehr vorgelesen werden. Wir haben nichts mit den Ansichten von Leuten zu thun, die außerhalb des Vereins stehen.

Bellicosus:—Es sind meine eigenen Ansichten, die ich mir gebildet und adopirt habe.

(Das Vorlesen wird gestattet, worauf Bellicosus einen engbeschriebenen Monsterbogen aus der Tasche holt und sagt: „Ich habe Alles niedergeschrieben, damit ich nicht Ausdrücke brauche, durch die ich mich compromittire und um mich kürzer zu fassen. Wir— —

Präsident:—Wer sind die Wir? Ich kenne keine Wir hier. Turner Bellicosus soll seine eigenen Ansichten vortragen, das Wir weist auf ein geheimes Complott hin.

Bellicosus:—Das sind auch meine eigenen Ansichten, über die ich keinem Menschen etwas gesagt habe.—Ich habe mich nur mit einigen Mitgliedern darüber besprochen, und die haben mein Scriptum vollständig gebilligt.- Allgemeine Unruhe.) Rufe: Schluß, Schluß! Das Vorlesen geht stotternd weiter, und nach einer halben Stunde schließt der „Redner" mit den Worten:) Turnbrüder! sondern ich warne euch—vor übertriebenen Maßregeln. Ich stimme mit der Platform zwar ganz überein, obgleich ich gegen den Schlußsatz derselben, den Zwang betreffend, energischen Protest einlege, weil Niemand gezwungen sein soll, sich zwingen zu lassen, und deßhalb habe ich für die Ratifikation der Platform gestimmt. [Fortlaufender Beifall.]

Wie die Buben sein sollten, und wie sie nicht sein sollten.

Mister Drucker!

Ich hab euch do letzt en Stück geschickt, wie die Mäd sein sollten und wie sie net sein sollten, un hab versproche, ich wollt euch ah ens mit dem sehme Text über die Buben schicken. Do is es nau, druckt's recht plehn, das anner hot bully geschafft.

Wann en Mädel ausfinne will, ob en Buh was nutz is, dann sollt sie gucke, ob er keh Tubacksbrüh uf em Hemdbusse un uf'm Rockfragen hot, des schlappige Stoff is keh Schuß Pulver werth; ob er Staat mit einer Brustspel oder Bräß Waschkett macht, es is en schuhr Zeichen, daß es oben niks wie Bräß is; ob er sei Absätz oder die Hiels an seine Stiefel schief gelaufen hot, sell beweißt, daß er nebe naue geht; ob er beim Cumpanyhalte viel krächst, so ehner mehnt's net ganz ehrlich; ob er gebrennte Kaffeebohnen gegesse hot, for den Geruch vom schlechten Whiskey zu vertreibe; ob er en rothe Nasezipael hot, es zeigt, daß er ihn zu oft ins Brändyglas steckt; ob er dem Schneider oder Schuhmacher was schuldig is. Partikuler Acht muß uf Bube gebe werden, die Schnauzbärt tragen — Haar unnig der Naas is en kitzliche Sach. Wanns en Wittman is, paßt auch uf, sie sin merkwerdig eingeererziert, un net leicht en einem Mistäk zu fange, bis sie mol wieder geheiert sind.

En schmärter Buh kaut keh Tubak un spaut net uf der Kärpet, schmohkt in kehner Stub, wo Weibsleut sind, Flucht net, geht in die Kerch und Teacht in der Sundag-Schul, besucht sei Mädel alsort mit saubere Klehder und gebläckte Stiefel und bleibt niemals über die eilf Uhr hinaus, kratzt den Dreck von den Stiefel und klopft den Staub von den Hosen, eb er ins Haus kummt, schlagt die Behn ned über enanner, wann er sich annehockt, bekahs sell guckt als wann eppes net ganz recht wär' —und wart mit dem Schwätzen, bis Annere fertig sind, un springt net von Haus zu Haus mit einem Maulvoll Lügen, meint seine eigene Bißniß und schafft recht schmart, is en Unterschreiber von der „Pennsylvanische Staats-Zeitung", und is ehrlich genug um den Drucker zu bezahlen, dann is es ganz gewiß ein guter Christ und kommt in den Himmel zu de annere gute Bube.

Pitt Kniecieme.

Was einem Manne gewünscht wird, der den Drucker nicht bezahlt. Möge es ihm nie erlaubt sein ein schönes Mädchen zu küssen.

Möge sein Wein, Bier, Schnapps voll mit Läuse, Schlangen und Schnecken sein.

Möge er wehe Augen haben, und Zwetschensteine als Augäpfel.

Mögen seine Stiefel Wasser ziehen, seine Flinte nie losgehen, und seine Fischleine zerreißen, wenn er auf die Jagd oder Fischen geht.

Möge ein tausend Nachtmähren jede Nacht einen „Schottischen" auf seinem Magen tanzen.

Möge sein Kaffee mit Fliegel und Blutigel versüßt und seine Suppe mit Spinnen und Würmer gewürzt sein.

Mögen seine Stiefeln mit dem Blitze beschlagen sein und er gezwungen werden über hundert Tonnen Pulver zu laufen.

Möge der Geist eines vom Hunger gestorbenen Kindes eines Editors ihm seinen Schlaf nächtlich stören.

Möge eine Truppe armer, magerer, verhungerter Druckerteufel ihm stets auf seiner Ferse folgen.

Möge ein Regiment Katzen ihm jede Nacht, unter seinem Schlafkammer-Fenster, ein Ständchen bringen.

Mögen seine Töchter demokratische Redakteure heirathen, und mögen alle seine Söhne weibliche Schriftsetzer heirathen.

☞ Die County Court wird morgen in Sitzung sein.

☞ Thos. Corrigan wurde gestern aus dem Arbeitshause entlassen.

☞ Die neue Polizei hat bis jetzt für ihre Dienste noch keine Zahlung erhalten.

☞ Am 4. Juli werden eine große Anzahl Picnics in der Umgegend von der Stadt stattfinden.

☞ Der Abzugs-Canal an zweiter Straße und Broadway ist beinahe vollendet.

☞ Die Charter-Convention versammelt sich am Dienstag Abend im Stadtrathszimmer.

☞ Die Grand Jury des Polizeigerichts versammelt sich am Dienstag Morgen. Alle vorgeladenen Zeugen sollten erscheinen.

☞ Der Schulrath versammelt sich Montag Abend in regulärer Sitzung. Die Versammlung finde imt neuen Gebäude an Center und Walnutstraße statt.

☞ „White Crook", das bekannte Spektakel- und Sensationsstück, wird im Laufe der nächsten Woche in der Academy of Music aufgeführt werden.

☞ Befürchtungen werden laut, daß die Baumwollen-Pflanzen durch die kalte Witterung der letzten Woche beschädigt worden sind.

☞ In unserer Stadt befinden sich fünfundzwanzig Tabakfabriken, von denen mehrere im Stande sind, jede Woche über 700 Kisten Kautabak zu liefern.

☞ Gestern Morgen geriethen Major Kinney und Richter Hoke im Polizeigericht in Streit und wurden in ihrer Sprache so laut, daß sie durch den Marshal wegen Mißachtung des Gerichts verhaftet und von dem Richter mit drei Stunden Gefängnißhaft belegt wurden. Die Strafe wurde schließlich vom Richter erlassen.

☞ Die New Albany Blätter beschweren sich, daß während der letzten zehn Tage nur ein einziges Individuum die obrigkeitliche Lizenz zum Heirathen einholte und setzen diese Calemnität auf Rechnung der Hitze. Wir sind eher geneigt anzunehmen, daß die dortigen demokratischen Wahlagitationen und Reden den Leuten die Lust zum ehelichen Leben raubt.

☞ Aus Omaha, Nebraska, langte gestern ein Apotheker von hier wieder an, welcher kürzlich dahin ging, um sich zu etabliren. Er lieferte keine ermuthigende Beschreibung vom fernen Westen; Geld ist nicht, Apotheker, Doktoren und dergleichen sind dort doppelt mehr als gesucht, während Zimmerleute und Maurer dortselbst noch Beschäftigung finden können.

☞ In Napierville, Ill., wurden heute vor acht Tagen beinahe ein Hundert und fünfzig Personen durch Brod vergiftet. Der Teig des Brodes war in einem kupfernen Kessel bereitet worden, und liegt die Ansicht vor, daß die Vergiftung durch Grünspan herbeigeführt wurde. Das Brod wurde auf einem Liebesfest der Methodisten-Gemeinde benutzt und erkrankten Alle, welche davon gegessen.

☞ Schrecklicher Unfall in Fort Wayne. Am letzten Mittwoch Abend ereignete sich ein schrecklicher Unfall, der den Tod eines jungen Mannes, Namens Christian Heine zur Folge hatte. Hr. Heine war in einer Sägmühle beschäftigt, gerieth dort durch einen Zufall in das Räderwerk der Maschine und wurde augenblicklich zermalmt. Sein Leichnam bot einen schrecklichen Anblick dar und konnte nur mit der größten Anstrengung aus dem Getriebe der Riemen und Räder entfernt werden. Wie versichert wird, war der Verstorbene ein thätiger, fleißiger Mann und bei seinen Arbeitsgenossen sehr beliebt.

☞ Gräßlicher Unglücksfall. Das Cincinnati Volksblatt von gestern meldet: Auf dem Picnic der amerikanischen protestantischen Association in Parker's Grove, nahe Cumminsville, wurde gestern Morgen gegen 11 Uhr die allgemeine Freude der zahlreich versammelten Excursionisten durch einen höchst traurigen Unglücksfall gestört. Derselbe traf eine 53 Jahre alte Frau, Namens Schäfer, die am Fuße der fünften Straße wohnt und deren Kleider durch die Flammen eines Feuers, welches sie zum Kochen angezündet hatte, in Brand geriethen. Nach der Erzählung von Augenzeugen des Vorfalls gewährte die brennende und um Hülfe schreiende Frau einen gräßlichen Anblick. Dieselbe war förmlich in Flammen gehüllt, die mehrere Fuß hoch über ihrem Kopfe zusammenschlugen. Fast die ganze Kleidung der Frau verbrannte auf dem Körper derselben, so daß an den Armen, der Brust und den Schultern die Haut in Stücken herabhing. Man hegt wenig Hoffnung, daß die arme Frau von ihren schrecklichen Brandwunden genesen wird.

Wir hören nachträglich, daß für das Wiederaufkommen der armen Frau einige Hoffnung vorhanden ist, was jedenfalls dem lobenswerthen Eifer des Bäckers Peter Schulz zuzuschreiben ist, welcher trotz des Widerstandes der Frau, ihr die brennenden Kleider vom Leibe riß, wobei er selbst bedeutende Brandwunden an den Händen davontrug.

Omnibus-Briefkasten.

Hrn. A. N., Louisville.—Daß Sie durch den Schwindel mit der projektirten Abend-Zeitung nicht mehr verloren haben, sollten Ihnen Trost gewähren. Irgend Jemand, der nur geringe Kenntnisse von hiesigen Verhältnissen hatte, wußte, was davon zu halten war.

Abonnent, Paducah.—Wir hoffen Sie leisten unserm Agenten allen Vorschub.

Hrn. T. H., Marktstraße.—Wir können Ihnen die Gewährung Ihrer Bitte nicht versprechen.

Hrn. L. S., St. Louis. — Wir haben noch einige hübsch gebundenen Exemplare des Omnibus vorräthig.

Charpie. — Das französische Wort Charpie (zerzupfte Leinwand) kommt her von dem lateinischen: carpere, pflücken, zupfen.

Frl. L. E., Louisville. — Sie werden die Erfüllung Ihres Wunsches in der nächsten Nummer des Omnibus finden.

Hrn F. B., Henderson, Ky. — Die Quittung hat Herr K. in Händen.

Hrn. A. S., Hawesville, Ky. — Wir danken Ihnen für das unserm Unternehmen bewiesene Interesse.

Hrn. F. S., Jeffersonstraße. — Das ist nichts Neues, es geht uns gerade so. Unsere letzte Gasbill belief sich auf über dreißig Dollars mehr als die vorletzte, obgleich wir den Gas viel später anbrannten und früher zur Presse gingen; unsere Reclame haben Nichts genützt. Wir kennen einen Mann, der bewies der Gas-Compagnie, daß seine Rechnung zu hoch sei, darauf wurde sie reducirt, seitdem brennt er vielleicht fünf Mal so viel, die Rechnung bleibt sich aber immer gleich. In einem andern Falle überwarf sich ein Geschäftsmann mit der Compagnie, ließ das Gas abdrehen u. nach Verlauf der gewöhnlichen Frist erhielt er eine ähnliche Rechnung wie früher. Wie sich dagegen zu wahren, können wir nicht sagen.

Hrn. H. L., Mainstraße. — Wenn Sie uns Rösselsprung Aufgaben liefern wollen, werden wir sie publiciren. Die Auflösung muß jedoch stets dabei erfolgen, damit es uns nicht ferner geht, wie mit unserm Frankforter Freund, welcher uns Preis-Räthsel sandte und die Auflösung vorenthält.

Abonnentin. — Der Gegenstand Ihrer Frage ist uns unbekannt.

Städtisches und allgemeines Neuigkeits A-B-C.

A—n Greenstraße, unterhalb Brook, werden gegenwärtig mehrere große Backsteinhäuser erbaut.

B—utter und Eier werden jetzt nur in geringen Quantitäten auf den hiesigen Markt gebracht.

C.—A. Holdridge, seit längeren Jahren Clerk im Ashley Haus in Chicago, sprang am letzten Donnerstag aus einem Fenster des vierten Stockwerks und wurde furchtbar verstümmelt todt auf dem Seitenwege gefunden.

D—er Woodland Garten prangt gegenwärtig im schönsten Laubschmuck und hat Hr. Strube alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen, um den Besuchern des Gartens nicht nur mit den besten Erfrischungen, sondern auch mit der aufmerksamsten Bedienung zufrieden zu stellen. Nachmittags findet ein großes Sacred Concert statt, welches von dem Louisville Theater-Orchester ausgeführt wird. Abends wird die Tyroler Familie Schwemberger eines ihrer beliebten Vocal Concerte geben.

E—ine Versammlung der Friedensrichter von Jefferson County wird morgen unter Vorsitz von Richter Hoke im County Court Zimmer stattfinden. Die Versammlung findet betreffs der Erbauung der neuen Jail statt und sollten alle Friedensrichter derselben beiwohnen.

F—isch-Parthien sind jetzt an der Tagesordnung und werden heute Morgen mehrere Gesellschaften sich nach dem Salt River und nach dem Silver Creek begeben. Ein guter Spaß betreffs eines Herrn, welcher im Laufe dieser Woche einer Fischparthie beiwohnte, wurde uns gestern mitgetheilt. Besagter Herr hatte mit seinen Cumpanen für die Strapatzen der Erholungsreise einen reichlichen Vorrath von Whisky, Schinken, Brod &c. eingelegt. Als die Gesellschaft an Harrod's Creek anlangte, wurden die Vorräthe an einem schattigen Platze ausgeladen; plötzlich wurde das Pferd scheu und ließen die Herren in dem Bestreben, dasselbe wieder einzufangen, ihre Vorräthe im Stich. Es gelang ihnen, des Pferdes nach einem langwierigen Wettrennen wieder habhaft zu werden, aber wer kann ihren Schrecken beschreiben, als sie zu dem bestimmten Fischplatze, wo ihre Vorräthe sich in einem großen Korbe befanden, zurückkamen — welch' Entsetzen — da fanden sie, daß ein großes Mutterschwein mit ihren Jungen den Korb umgestülpt hatten und fleißig an der Arbeit waren, den Inhalt des Korbes zu verzehren. Schinken und Brod, Käse und Mostrich waren in einem Nu verschwunden, da trotz aller Anstrengungen der Mitglieder der Gesellschaft die alte Sau nicht bewogen werden konnte, mit ihren Jungen vom Platze zu weichen. Zähnefletschen war ihre Antwort auf die Steinwürfe, mit welchen sie von der Fisch-Parthie begrüßt wurde, jedoch hatte Keiner den Muth, der alten Sau mores zu lehren. Sogar die Whiskyflaschen wurden zertrümmert.

G—enereuses Benehmen. Aus Evansville wird Folgendes berichtet: Ein von der Recorders Court wegen Trunkenheit zu einer Geldbuße von $10 Bestrafter, wurde von der Gefängnißbehörde, weil er sich weigerte, die öffentlichen Straßenarbeiten zu verrichten, mit einer Kugel am Beine nachschleppend, durch die Stadt spazieren geführt. Vorgestern, als sich der Gefangene gerade am Engine Haus befand, passirte daselbst auch Dr. Theod. Beneman und das eigenthümliche Schauspiel erblickend, erkundigte sich derselbe nach dem Vergehen des Inculpaten, worauf man ihm den Sachverhalt mittheilte.

Dies empörte inzwischen das Gefühl unseres geschätzten Mitbürgers, und ohne sich lange zu besinnen, zog er seine Börse und erlegte die dem Unglücklichen auferlegte Geldbuße. Daß übrigens dieses Kugelschleppen durch die öffentlichen Straßen für ein Vergehen, wie das eines Rausches, eine allzuharte, ja grausame Strafe genannt werden kann, wird J der mit uns übereinstimmen.

H—eute Nachmittag findet im Löwen Garten ein großes Vokal- und Instrumental Concert der Tyroler Truppe von C. Schenck u. Co. statt. Diese Concerte fanden in St. Louis den allgemeinsten Beifall und werden auch hier nicht verfehlen, den Beifall des Publikums zu erhalten. Hr. Ehret hat für die besten Erfrischungen jeder Art Sorge getragen.

I—m nördlichen Theil von Tippecanoe County, Ind., ist unter dem Vieh eine verheerende Seuche ausgebrochen, die in der Nachbarschaft von Wild Cat und und von Lafayette ein Drittel des Viehstandes hinweggerafft hat. Die Krankheit tritt auch plötzlich auf, fast immer des Morgens, die Glieder des Thieres werden steif und ehe der Abend naht, fällt es todt nieder; manchmal geschieht das aber schon einige Stunden, nachdem man Krankheitssymptome an ihm bemerkt hat. Nachdem das Thier todt ist, schwillt es rasch auf und aus seinem Mund und der Nase läuft eine übelriechende, grünfarbige Flüssigkeit. In Illinois ist, wie wir schon berichteten, durch diese Seuche der Viehstand von mehreren Counties beinahe vollständig ausgerottet worden. Bis jetzt kennt man kein Mittel gegen die Seuche.

K—lauber's photographisches Atelier, Marktstraße, zwischen zweiter und dritter, erfreut sich des größten Ruhmes, betreffs der von Hrn. Klauber angefertigten Bilder. Hr. Klauber bemüht sich seine Arbeiten so auszuführen, daß auch nicht der geringste Tadel über dieselben laut werden kann.

L—ouisville Schwimmschule auf Cedar Hill. Hr. F. H. Römler ist als Lehrer in dieser Schule angestellt worden; während den Stunden, welche für Damen bestimmt sind, wird eine Dame als Lehrerin fungiren. Damen sowohl wie Herren müssen in Badekleidern erscheinen.

M—ariette und Jeanetton, oder die Heirath vor der Trommel, das beliebte militärische Charakterbild mit Gesangsscenen, wird heute Abend im Turnhalle Sommer-Theater über die Breiter gehen. Mad. Wenzl-Neuman, die dem hiesigen Publikum wohlbekannte Soubrette, wird als Louise auftreten. Die anderen Rollen befinden sich in den besten Händen und steht den Besuchern des Theaters ein wahrer Genuß bevor.

N—ur das beste Bier ist bei Hrn. Otto Brohm, vierte Straße, zwischen Markt und Main, zu finden. Hr. Brohm hat es sich zur Aufgabe gestellt, seinen Gästen stets mit dem Besten aufzuwarten.

O—cean Wave, ein an unserer Werfte wohlbekanntes Dampfboot, verbrannte in letzter Woche nahe Lake Pepin auf dem Mississippi. Menschenleben gingen nicht verloren.

P—hönix Hill, zur schönen Aussicht, wird heute Nachmittag dem Besuch des Publikums offen sein. Das Bier soll ausgezeichnet sein.

Q—uäker waren aus Pennsylvanien im Laufe letzter Woche hier auf Besuch.

R—einhaltung der Häuser und der Hofräume wird von allen Aerzten jetzt dringend als Vorbeugungsmittel gegen epidemische Krankheiten empfohlen.

S—onnenfinsterniß. Am 18. Aug. d. J. tritt eine Sonnenfinsterniß ein, welche durch glückliches Zusammentreffen der Umstände zu der wichtigsten wird, die jemals die historischen Zeiten gesehen. Sie verspricht die ergiebigste für die Wissenschaft zu werden, wenn es nicht versäumt wird, ein Naturphänomen in rechter Weise zu benutzen, das sich jedenfalls im Laufe der nächsten Jahrhunderte in so glänzendem Grade nicht wiederholen wird. Das Zusammentreffen günstiger Umstände bewirkt, daß die gänzliche Verfinsterung eine Zone von 2000 Meilen Länge und 30 Meilen Breite einnimmt; ihre Dauer steigt bis auf 5 Minuten 50 Sekunden, eine Zeitdauer wie sie gleich groß in geschichtlichen Jahrtausenden nicht vorgekommen ist, und in allen berechneten Finsternissen nächster Jahrhunderte nicht statthaben wird.

T—reff König, oder Spieler und Todtengräber, das schöne Lebensbild von Schick, wird heute Abend im Heser'schen Sommertheater zur Aufführung kommen. Das Stück ist vortrefflich einstudirt.

U—m drei Uhr Morgen Nachmittag wird an der Boardstown Road, nahe dem Broadway, eine Frame-Cottage nebst Lot auf Auktion verkauft. Morgens 11 Uhr verkauft der Marshal der Chancery Court an der Courthausthür ein Haus mit Lot an der Marktstraße, nahe zweiter.

V—on heute an werden die Durchwagen auf der Walnutstraße Eisenbahn aufhören. Die Passagiere können an vierter Straße die Wagen wechseln. Jede acht Minuten wird von heute an ein Wagen die Endpunkte der Bahn verlassen.

W—ir verweisen die Sänger, welche das Sängerfest in Chicago besuchen wollen, auf die Anzeige, daß heute Nachmittag um zwei Uhr eine Versammlung der Sänger bei Hrn. Rob. A. Wolff, Ecke Markt und vierter Straße stattfinden wird.

X—X Ale, und zwar vorzüglicher Qualität, liefert Hr. Louis Weber, vierte Straße, Ostseite, zwischen Main und Fluß, seinen Kunden, ohne daß der Fabrlohn berechnet wird.

Y—oung war der Name eines armen Sünders, welcher gestern vor dem Polizeigericht erschien.

Z—um Schluß machen wir unsere New Albany Freunde darauf aufmerksam, daß am 24. Juni von der Freimaurer-Loge, Pythagoras No. 355, zum Besten der deutsch-amerikanischen Schule im Apple-Tree Garten ein Picnic stattfinden wird. Das Arrangementscomite trifft für das Picnic die großartigsten Vorbereitungen.

☞ Großes Volksfest zum Besten des deutsch-protestantischen Waisenhauses. Morgen findet im Woodland Garten das von uns schon oftmals besprochene Picnic des deutsch-protestantischen Waisenhausvereins statt. Unsere Leser wissen, daß die Vorbereitungen zu dieser Festivität stets mit der größten Sorgfalt und Umsicht getroffen wurden und können versichert sein, daß das auf morgen anberaumte Volksfest nicht hinter denen der früheren Jahre zurückstehen wird.

Wie wir dem Festprogramm entnehmen, wird sich der Zug Morgens sieben Uhr unter Vorantritt der „Great Western Star Bande" die Jeffersonstraße hinauf von der 19. bis zur elften, von dort zur Marktstraße bis zur vierten, dann nach Green, von dort über die dritte bis zur Marktstr., von Markt bis Preston, von Preston zur Green, von Green zur Hancock, von Hancock zur Jefferson, von Jefferson zur Shelby, von Shelby zur Marktstr. und von dort zum Festplatze bewegen. Folgende Vereine und Logen werden in dem Festzuge vertreten sein:

1. Die Johannes Huß Loge, No. 7 A. P. A.
2. Der Wittwen- und Waisen-Unterstützungs-Verein der St. Petri Gemeinde.
3. Der Erste deutsch-protestan. Unterstützungs-Verein.
4. Der Zweite deutsch-protestan. Unterstützungs-Verein.
5. Der Stephanus Kirchhof-Verein.
6. Deutscher Unterstützungs-Verein.

Sobald die Prozession im Woodland Garten eintrifft, wird der Festmarschall, Herr Jacob Ulrich, eine Ansprache halten. Der eigentliche Festredner ist Herr Professor Hailman, welcher Nachmittags, ein halb nach zwei Uhr die Versammelten adressiren wird. Die Abendvergnügungen beginnen um acht Uhr, und werden mit einem brillianten von Herrn Bernhard Strube arrangirten Feuerwerk eröffnet werden.

Wir können mit Gewißheit darauf rechnen, daß das deutsche Publikum, welches seine Opferfreudigkeit so oftmals auf's Schönste bethätigt hat, auch bei dieser Gelegenheit seinen alten Grundsätzen treu bleiben und durch zahlreichen Besuch des Woodland Garten dem Direktorium des deutsch-protestantischen Waisenhauses für alle Mühen und Sorgen des letzten Jahres danken wird. Das deutsch-protestantische Waisenhaus bedarf und verdient die thatkräftigste Unterstützung aller Deutschen; es ist ein Institut, das den Seegen wahrer Humanität und wahrer Liebe durch Thaten beweist und nicht allein durch schöne Worte Gutes zu erringen strebt. Eine solche Anstalt vor Sorgen zu schützen, sollte Ehrensache der hiesigen Deutschen sein und deßhalb hoffen und erwarten wir, daß das auf morgen anberaumte Fest im wahren Sinne des Wortes ein wirkliches Volksfest sein möge.

☞ Das diesjährige Schützenfest des amerikanischen Schützenbundes wird das Großartigste, das vielleicht jemals in der Welt gefeiert wurde. Die Bundesfahne, die im Besitze des Expräsidenten Mutschlechner ist, soll von Chicago aus von einer großen Ehrengarde nach New York begleitet werden. Zu diesem Zweck wurde mit der Columbus, Chicago und Indiana Central-Railroad einen Vertrag zu $30 Hin- und Zurückfahrt abgeschlossen.

Der Zug verläßt das Depot, Ecke Canal und Kinzie Straße, am 25. Juni 12½ Uhr Mittags, und trifft über Columbus, Pittsburg und Philadelphia in New York am 27. Juni Morgens früh fünf Uhr ein.

Unter den großen an diesem Feste ausgesetzten Preisen wird Chicago mit einer Ehrengabe von einem $1000 5.20 Ver. Staaten Bond rühmlichst figuriren.

☞ Für das Brennen und Legen von einer Million Brickfteinen für die Werkstätte der Louisville, Cincinnati und Lexington Eisenbahn an der Ecke der Spring- und Southallstraße, gingen einige zwanzig Gebote ein und wurde einer Jeffersonville Firma der Contrakt für die Ausführung besagter Arbeit übergeben. Jeffersonviller Geschäftsleute sind stets thätig, dergleichen Arbeiten zu übernehmen.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor Richter E. S. Craig.)

Freitag, den 13. Juni 1868

Es vergeht kaum ein Tag, an dem wir nicht verpflichtet sind, Friedens-Warrants zu berichten. Es ist wirklich in manchen Fällen komisch, das Zeugenverhör anzuhören, doch erscheint es, daß das W auf den Flügeln der siebzehn Jahre Heuschrecken nur familiären Krieg zu bedeuten hat.

Folgende Friedens-Warrants wurden verhandelt: Margaret Garregan gegen Mary J. Kinney, entlassen; Isabella Johnson gegen Martha Gray, Annie Green und Fanny Armstrong; die Verklagten wurden unter Bürgschaft für 2 Monate gestellt. Die ganze Clique bestand aus Nymphen der oberen Stadt.

Die Klage gegen James Harrison, wegen Vagabundirens, wurde bis Dienstag verschoben und der Angeklagte unter $100 Bürgschaft gestellt, welche geleistet wurde. Eine Klage wegen Ehebruchs gegen Harrison wurde ebenfalls bis Dienstag verschoben.

Geo. Miller und Wm. Tucker wurden wegen Trunkenheit um $3 gestraft. Die Strafe für Tucker wurde erlassen, doch wanderte Miller zum Arbeitshause, da er nicht im Besitz der nöthigen Greenbacks war.

W. Rothwell wurde von der Anklage freigesprochen seine Familie mißhandelt zu haben.

John Keller wurde sein Rausch für dieses Mal verziehen.

Sol. Fisher, welcher in seinem Rausch seine Familie mißhandelte, wurde um $3 gestraft. Die Strafe wurde schließlich erlassen.

Thos. J. Wright wurde wegen Angriff auf Dennis O'Herron an die Grand Jury verwiesen.

Gegen Elijah Gentry wurde die Klage erhoben, seine Familie mißhandelt zu haben; da keine Zeugen erschienen, so wurde die Klage niedergeschlagen.

John Stakin und Johanna Stakin wurden wegen unordentlichen Betragens um $3 gestraft.

Der Prozeß gegen A. F. Williams, beschuldigt, von Wm. Whitinghill in Ohio County ein Pferd gestohlen zu haben, wurde bis Mittwoch verschoben.

Delia Dick wurde wegen der Anklage, $60 und zwei goldene Ringe von Sol. Wait gestohlen zu haben, bis nächsten Dienstag unter $100 Bürgschaet gestellt.

John Dunn wurde wegen Angriffs auf Emilie Cavalerie unter $100 eigene Bürgschaft an die Grand Jury verwiesen.

☞ Zwei junge Leute, welche in Gallatin, Tenn., wegen Mord sich in der dortigen Jail befanden, gelang es, die Jail zu erbrechen und zu entfliehen. Die Vermuthung wird gehegt, daß dieselben ihre Schritte nach Louisville gewendet haben.

☞ Die Carriere eines Fälschers. Der bekannte Fälscher von Ver. Staaten Noten, der deutsche Graveur Ulrichs, der schon seit Monaten in der Cincinnati County Jail seinem Prozesse entgegensieht, wird am nächsten Montag vor die Ver. Staaten Distrikt Court gebracht werden.

Ulrichs, anerkannt einer der tüchtigsten deutschen Graveure, hatte während des Krieges eine Zeit lang eine höchst ehrenvolle und verantwortliche Stellung im Schatzamts-Departement, woselbst er von der Regierung beschäftigt wurde, die Platten der ersten $100 Schatzamts-Noten zu graviren. Allein Ullrichs konnte der Versuchung nicht widerstehen und gab seine Stellung auf, um durch die erlangte Kenntniß der Angelegenheiten des Schatzamts-Departements durch Fälschung von Ver. Staaten Noten schnell reich zu werden.

Obgleich seine Noten meisterhafte Nachahmungen der ächten waren, so wurden dieselben doch als Fälschungen erkannt und auf die richtige Quelle zurückgeführt. Ullrichs wurde in Buffallo verhaftet, entkam jedoch aus dem dortigen Gefängnisse und entfloh nach Canada. Allein auch dort wurde er nach einigen Monaten verhaftet und eingesperrt, jedoch nur auf kurze Zeit, da es ihm abermals gelang, aus seinem Gefängniß auszubrechen.

Seit jener Zeit wurde er noch verschiedene Male wieder eingefangen, entkam jedoch immer wieder auf die eine oder andere Weise und wußte dann für lange Zeit die Wachsamkeit der Ver. Staaten Detectivs zu täuschen und ungestört sein verbrecherisches Gewerbe fortzusetzen.

Man war ihm zwar stets auf der Spur, indem er bald hier, bald dort, auftauchte, ohne daß es jedoch gelang, seiner habhaft zu werden, bis es denn dem Dectectiv Quinton, der eben von einer längeren Tour zur Auffindung des Verbrechers nach Cincinnati zurückkehrte, und bereits alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte, endlich gelang, Ullrichs an einem der Cincinnatier Depots zu treffen und zu verhaften. Seit jener Zeit wird er in der Cincinnatier County Jail in Haft gehalten, woselbst er, wie wir bereits früher mittheilten, einen erfolglosen Fluchtversuch machte. Die Beweise gegen Ullrichs sind so stark, daß seine Beurtheilung ziemlich sicher ist.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 14. Juni 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

(Fortsetzung.)

Graf von Hardenberg breitete die Schriftstücke auf dem Tische aus, und mit lauter, sonorer Stimme begann er das Testament des Königs zu lesen, wie folgt:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Moment unserer Geburt bis zu dem unseres Todes. Während dieser kurzen Spanne Zeit ist der Mensch dazu bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabe der Staatsgeschäfte gelangt bin, habe ich mit all' den Kräften, welche die Natur mir gegeben, und nach meiner schwachen Einsicht mich bestrebt, den Staat glücklich und blühend zu machen, den ich die Ehre hatte zu beherrschen. Ich habe Recht und Gerechtigkeit regieren lassen, ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, und ich habe in der Armee jene Disciplin eingeführt, die sie den andern Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nachdem ich auf diese Weise meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich das, was meine Familie betrifft, vernachlässigen wollte; um also die Zwistigkeiten zu vermeiden, die sich um die Erbschaft willen unter meinen Angehörigen erheben könnten, thue ich ihnen durch diesen feierlichen Act meinen letzten Willen kund.

1) „Ich gebe gern, und ohne Bedauern diesen Lebensathem, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur zurück, die mich gewürdigt hat, ihn mir zu leihen, und diesen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist. Ich habe als Philosoph gelebt, und ich will als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Aufsehen, ohne Glanz, ich will weder secirt, noch einbalsamirt werden. Man beerdige mich in Sanssouci auf der Höhe der Terrassen, in dem Grabgewölbe, welches ich mir habe bereiten lassen. Der Prinz von Nassau ist in dieser Weise in einem Gehölze nahe bei Cleve beigesetzt worden; sollte ich in Kriegszeiten oder auf einer Reise sterben, so hat man meinen Körper an dem ersten besten Orte zu deponiren, und soll ihn nachher im Winter nach Sanssouci befördern, und ihn beisetzen, wie ich oben angegeben."

2) „Ich hinterlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, dem ersten Erbfolger der Krone, das Königreich Preußen, Provinzen, Staaten, Schlösser, Festungen, Plätze, Munitionen, Arsenale, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Juwelen der Krone, die in den Händen der Königin, meiner Gemahlin sind, die Tafelgeschirre von Gold und Silber, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliotheken, Medaillen, Cabinette, Gemälde-Galerien, Gärten u. s. w., u. s. w. Außerdem hinterlasse ich ihm den Schatz, so wie er sich am Tage meines Todes vorfindet, als ein Gut, welches dem Staate gehört und welches nur dazu verwandt werden darf, um die Völker zu vertheidigen oder zu unterstützen."

3) „Wenn ich etwa einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Bezahlung mich der Tod verhinderte, so soll mein Neffe sie bezahlen. Solches ist mein Wille."

4) „Ich hinterlasse der Königin, meiner Gemahlin, die Revenue, welche sie bezieht, mit Hinzufügung von zehntausend Thalern jährlich, zwei Tonnen Wein jährlich, freies Holz und freies Wildpret für ihre Tafel. Unter dieser Bedingung hat sich die Königin verpflichtet, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Außerdem, da es keine passende Wohnung giebt, welche man ihr zur Residenz anweisen könnte, begnüge ich mich, der Form wegen, Stettin als solche zu bezeichnen. Ich begehre zu gleicher Zeit von meinem Neffen, daß er ihr ein passendes Logement im Schlosse in Berlin bereit halte, und daß er für sie die Rücksichten habe, wie sie geziemend sind für die Wittwe seines Oheims und für eine Prinzessin, deren Tugend sich niemals verleugnet hat."

5) „Kommen wir jetzt zu der Allodial-Erbschaft. Ich bin niemals weder geizig, noch reich gewesen, auch habe ich niemals über große Sachen disponirt. Ich habe die Revenuen des Staates wie die Bundeslade betrachtet, welche keine ungeweihte Hand berühren dürfte. Ich habe die öffentlichen Einkäufe niemals zu meinem besondern Nutzen verwendet. Die Ausgaben, die ich für mich gemacht, haben niemals die Summe von zweimalhunderttausend Thalern überstiegen, auch läßt mir meine Administration ein vollkommen ruhiges Gewissen, und ich fürchte es nicht, dem Publikum Rechenschaft darüber abzulegen."

6) „Ich ernenne meinen Neffen Friedrich Wilhelm zum Universal-Erben meines Allodial-Vermögens, wovon er aber folgende Legate zu bezahlen hat."

Nachdem der König sodann in vierundzwanzig folgenden Nummern allen seinen Anverwandten ein Legat, sei's in Geld, Brillanten oder anderen Dingen, festgesetzt, nachdem er die Pensionen für die invaliden Officiere und Soldaten seiner Armee und seiner Dienerschaft bestimmt, fuhr das Testament fort:

„Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Geblüt in den Personen seiner Onkel und Tanten und aller seiner Verwandten zu achten und zu ehren. Der Zufall, welcher auch das Schicksal der Menschen bestimmt, regelt auch die Nachfolge; aber dadurch, daß man König wird, gilt man nichts Besseres als die Anderen. Ich empfehle daher allen meinen Verwandten, in gutem Einverständniß zu leben, und wenn es sein muß, bereit zu sein, ihre persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates zu opfern.

„Meine letzten Wünsche werden, wenn ich sterbe, dem Glücke dieses Reiches gelten. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden, möge es der glücklichste der Staaten sein durch die Milde der Gesetze, möge es immer gerecht und gut in Rücksicht seiner Finanzen administrirt, und am tapfersten vertheidigt werden durch ein Heer, das nur für die Ehre und den schönen Ruhm athmet, und möge es dauern und blühen bis an's Ende aller Jahrhunderte!"

Amen! Amen! rief der König mit frommem Händefalten, als der Baron von Hardenberg jetzt die Vorlesung beendigt hatte. Amen! Es soll Alles so geschehen, wie mein großer, erhabener Oheim es festgesetzt hat! Gott segne Preußen und gebe mir Kraft es zu regieren und glücklich zu machen! Ich danke Ihnen, Herr Baron, und behalte mir vor, Sie morgen, bevor Sie abreisen, noch zu einer vertraulichen Besprechung zu sehen.

Er nickte dem Gesandten zu, und da dieser sich jetzt in Begleitung der beiden Staatsminister auf den Wink des Königs zurückzog, wandte sich Friedrich Wilhelm mit einem freundlichen Lächeln und einem huldvollen Neigen seines Hauptes an die Prinzessin Amalie und deren beide Brüder, die sich gleich dem König von ihren Sitzen erhoben hatten.

Mein erhabener hochseliger Oheim hat mir ganz besonders die Sorge für das Wohl meiner Onkel und Tanten empfohlen, sagte er. Ich darf aber versichern, daß es dieser Empfehlung nicht bedurfte, und daß ich auch ohnedies freudig bereit gewesen wäre, nach meinen Kräften nnd so weit ich vermag, zu ihrem Glück und Wohlergehen beizutragen. Ich bitte Sie also, sagen Sie mir in dieser Stunde irgend einen Wunsch, der Ihnen am Herzen liegt, und dessen Erfüllung wir als ein Andenken an diese feierliche Testamentseröffnung in Ehren halten wollen. Sprechen Sie also, mein geliebter Oheim, Prinz Heinrich, sagen Sie mir eine Gnade, die ich Ihnen bewilligen kann.

Der Prinz bebte leise zusammen und eine glühende Röthe schoß einen Moment über sein Antlitz hin, das wie eine getreue Copie des heimgegangenen Königs anzuschauen war. Das Wort „Gnade", welches der lächelnde Mund des Königs gesprochen, traf sein Herz wie ein vergifteter Pfeil und bohrte sich tief in dasselbe ein.

Sire, sagte er mit scharfem Ton, ich habe nichts zu begehren und mir durchaus keine Gnade von Ihnen zu erbitten. Es müßte denn als eine Gnade betrachtet werden, daß mir in allen meinen Ansprüchen und Erbangelegenheiten Gerechtigkeit widerfahre und meine Rechte gewahrt werden.

Gerechtigkeit zu üben ist keine Gnade, sondern eine Pflicht, erwiderte der König milde, und sicherlich wird mein theurer Oheim Heinrich in allen seinen Ansprüchen und Erbangelegenheiten der Gerechtigkeit gemäß geschützt werden.

Auch in meinen Erbansprüchen auf die Nachfolge in dem Markgrafenthum Schwedt? fragte Prinz Heinrich rasch, und ein durchbohrender Blick seiner Augen, die groß, leuchtend und scharf waren, wie die Augen Friedrich's, traf das Angesicht seines Neffen.

Friedrich Wilhelm zuckte leicht die Achseln. Das ist eine Frage der Politik, deren Entscheidung dem Ministerrath, nicht dem Familienconferenz zukommt, erwiederte er.

Das heißt mit anderen Worten, krächzte Amalie mit einem höhnischen Lachen, der Prinz Heinrich wird stets zur lieben Familie, aber nie zu den Ministern und Rathgebern des Königs gehören.

Der König, vielleicht um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, wandte sich rasch dem Prinzen Ferdinand zu. Und Sie, mein theurer Oheim, haben Sie uns keinen besondern Wunsch mitzutheilen?

Der Prinz lächelte. Ich bin nicht ehrgeizig, und meine Finanzen sind glücklicherweise in guter Ordnung. Ich empfehle mich und meine Familie dem Wohlwollen unseres Königs. Es würde mich besonders freuen, wenn mein ältester Sohn Louis der Protection seines königlichen Oheims gewürdigt werden könnte.

Er soll wie mein eigener Sohn gehalten werden und avanciren, sagte der König rasch. Ich wünsche, daß er der Freund und Gefährte meines Sohnes Friedrich Wilhelm sei, und diesem ein wenig mittheile von seinem Geist und seinem Feuer. Die jungen Prinzen sind dazu gemacht, einander zu ergänzen, und es wird mir lieb sein, wenn sie recht innige Freunde sind. Und jetzt, meine theure geliebte Prinzessin Tante, fuhr der König fort, indem er sich an Amalie wandte, jetzt bitte ich auch Sie, mir Ihre Wünsche mitzutheilen.

Die Prinzessin zuckte die Achseln. Ich bin nicht ehrgeizig, wie Bruder Heinrich und ich habe keine Kinder zu versorgen wie Bruder Ferdinand. Meine Bedürfnisse sind gering, und ich liebe die Menschen nicht genug, um mir Reichthümer zu wünschen, damit ich die leeren Taschen füllen und die Entbehrenden zu Genießenden machen könnte. Das Leben ist mit mir nicht weich- und großmüthig umgegangen, warum sollte ich es nun gegen die Menschen, welchen ich glücklich zu machen wünschte, denn er hat, gleich mir, lange Jahre des Unglücks durchlebt, und weiß ein trauriges Lied zu singen von der Härte und Grausamkeit der Menschen. Sire, ich fordere und begehre nichts für mich, aber ich fordere einen Sonnenstrahl für denjenigen, dem man viele Jahre die Sonne gestohlen und ihn vergraben hat in langer Kerkernacht. Ich fordere für einen Greis den Schimmer des Glücks, welches man seiner Jugend und seinem Mannesalter frevelntlich entwandt hat. Sire, es es haftet in meiner Erinnerung nur ein einziger Schatten auf dem Angedenken meines erhabenen Bruders. Dieser Schatten heißt: Friedrich von Trenck. Ueben Sie Gerechtigkeit. Geben Sie Friedrich von Trenck seine Güter wieder, welche man ihm ungerechter Weise genommen hat, geben Sie ihm seinen Adel und seinen militärischen Rang wieder, dessen man ihn beraubt hat. Sire, thun Sie dies, und ich, welche das Unglück zu einer bösen Fee gemacht hat, ich werde fortan nichts mehr sein als eine gutmüthige vertrocknete alte Mumie, welche ihre Hände falten, und mit ihrem letzten Lebensathem beten wird für den guten und großmüthigen König, der Friedrich von Trenck glücklich gemacht hat.

Es soll geschehen, wie meine theure Tante es wünscht, sagte der König gerührt. Wir wollen Friedrich von Trenck seine Güter und seine militärischen und bürgerlichen Ehren wiedergegeben, wir wollen ihn auch an unsern Hof einladen, und er soll nicht zu fürchten haben, daß er wieder in die Kasematten von Magdeburg geschleppt werde, wenn auch Prinzessin Amalie ihm freundlich und huldvoll lächelt.

Die Prinzessin verzog ihr armes altes, von Narben entstelltes Gesicht zu einem Lächeln, das aber nur zu einer Grimasse ward, und sie wußte selbst nicht, daß der Schleier, welcher plötzlich ihre Augen verdunkelte, eine Thräne war. Es war so viele Jahre her, daß sie nicht gelächelt und nicht geweint hatte, und sie that es heute zum ersten Male wieder. Heute zum ersten Male nach langen Jahren dankte sie am Abend Gott, daß er sie diesen Tag hatte erleben lassen, so lange noch, bis sie Friedrich von Trenck wiedergesehen, und von ihm Verzeihung erhalten dafür, daß er durch sie so unglücklich geworden! Heute zum ersten Mal bewegte ein Gefühl von Dank und Freude das verbitterte Gemüth der Prinzessin, und es kam aus der Tiefe ihres Herzens, als sie beim Abschied nach der Vorlesung des Testamentes zu Friedrich Wilhelm sagte: Ich wollte, ich wäre nicht eine böse Fee, sondern eine gute Fee, denn alsdann könnte ich Dir das Recept geben, Dein Volk glücklich zu machen und selber glücklich zu sein!—

Der König lächelte dazu. Er hatte ja jenes Recept schon! Er hatte es in dem Lebenselixir empfangen, welches Cagliostro ihm gegeben. Diese Tropfen, das war das Recept für sein persönliches Glück seines Volkes anbelangte, so mußten seine Lieblinge, so mußten Bischofswerder und Wöllner schon die Recepte kennen, welche das Glück des Volkes bewirken sollen. In ihre Hände wird der König vertrauensvoll das Ruder des Staates legen können. Sie sind die Lieblinge der unsichtbaren Väter, die Auserkorenen und Mächtigen, und sie sollen Preußen regieren sie, die Rosenkreuzer!

Das dachte der König mit Freuden, und das flüsterten sich mit Sorgen die Gegner der frommen Ordensbrüder, die Feinde von Bischofswerder und Wöllner in's Ohr. Und die Zahl ihrer Feinde war reichlich, und gar angesehene Männer gehörten dazu. Auch am Hofe gab es eine Partei, welche in bitterer, aber geheimer Feindschaft den Rosenkreuzern gegenüber stand.

12.

Leuchsenring.

An der Spitze der oppositionellen Hofpartei stand der Lehrer und Informator des Kronprinzen, der Freund Goethe's, der Genosse der früheren Hainbündler, stand Franz Michael Leuchsenring, den Friedrich der Große nach Berlin berufen hatte, damit er als französischer Hofmeister dem künftigen König von Preußen die französische Sprache geläufig mache, und ihm eine genaue Kenntniß verschaffe von der französischen Literatur und den französischen Dichtern.

Zu dem prinzlichen Hofmeister Michael Leuchsenring begab sich am Tage nach der Testamentsvorlesung der Baron von Hardenberg, der langjährige Freund des Herrn Hofmeisters, und das Wiedersehen der beiden lange Getrennten war ein sehr herzliches und freudiges gewesen. Dennoch war dem scharfen und feinen Blicke des braunschweigischen Ministers die Wolke nicht entgangen, welche die Stirne Leuchsenring's beschattete, und er deutete jetzt, nachdem sie die ersten Begrüßungen gewechselt, die ersten oberflächlichen Fragen und Bemerkungen über ihre gegenseitigen Verhältnisse miteinander ausgetauscht hatten, mit der feinen weißen Hand auf die Stirne Leuchsenring's hin.

Ich bemerke da einen Schatten, sagte er lächelnd, einen Schatten, den ich nie zuvor auf der Stirne des Freundes gesehen habe. Ist der schöne Leuchsenring nicht mehr der Liebling der Frauen und folglich auch der Musen? Oder haben wir wieder einmal irgendwo einen hassenswürdigen Nebenbuhler, der so verwegen ist, Ihnen die Gunst einer Geliebten streitig zu machen? Ich kenne ja das, ich habe Sie ja mehrmals als Orlando Furioso gesehen, da wir in Neapels gesegneten Fluren uns trafen und unser Freundschaftsbündniß mit einander schlossen. Ach, amico mio, warum sind wir nicht mehr in der belle Italia! Warum hat die Nüchternheit des Lebens uns angehaucht mit ihrer Prosa, und aus Ihnen einen Prinzenlehrer, aus mir einen Fürstendiener gemacht! Aber, passons la dessus, und beantworten Sie mir die Frage: Wo ist der Nebenbuhler? Soll ich, wie dreimal in Neapel, auch in Berlin Ihr Secundant sein?

Leuchsenring lächelte. Ich sehe mit Vergnügen, theuerster Baron, daß Ihr Ministerportefeuille Sie nicht verwandelt hat. Sie sind noch immer der heitere Cavalier, der sorglose Lebemann, während ich, wahrhaftig, ich kann es nicht mehr leugnen, während ich ein Misanthrop geworden bin. Es ist vorbei mit der Sorglosigkeit, vorbei mit der Liebe, und die Frauen haben leeder nichts zu thun mit der Wolke, welche Ihr scharfer Blick auf meiner Stirn bemerkt hat.

Unglücklicher, Sie sind also Politiker geworden, rief Baron von Hardenberg lächelnd. Es ist also wahr, was man mir gesagt hat, Sie schreiben keine Liebesbriefe mehr, sondern gelehrte Abhandlungen, Sie sind ein Parteimann geworden?

Es ist wahr, sagte Leuchsenring heftig. Ich bin von Zorn und Haß erfüllt, ich sehe mit Entsetzen das große Lügennetz, welches die Dunkelmänner, das heißt die Rosenkreuzer, das heißt die Jesuiten, über die Menschen ausspannen wollen. Ich fühle, daß es meine Aufgabe ist, dieses Netz zu zerreißen und der Welt die Schlingen zu offenbaren, mit welchen die Menschheit bethört werden soll.

Bravo, bravo, sagte Hardenberg lebhaft. So gefallen Sie mir, denn ich sehe, daß es Ihnen voller Ernst ist mit Ihren Absichten, und daß ich an Ihrer Gesinnung nicht zweifeln darf. Nun will ich Ihnen auch gleich einen Beweis meines Vertrauens geben, indem ich Sie um Rath frage in meinen persönlichen Angelegenheiten. Ich komme eben von einer Audienz bei dem König Friedrich Wilhelm. Es scheint, die Majestät hat irgend eine Caprice für mich, und irgend ein weibischer Zug in meinem Gesicht hat die allerhöchste Billigung gefunden. Genug, der König hat mir den gnädigen Vorschlag gemacht, in seine Dienste zu treten und die Verwaltung eines Ministeriums zu übernehmen.

Und Sie, was haben Sie geantwortet? fragte Leuchsenring lebhaft.

Ich habe mir gnädige Bedenkzeit ausgebeten. Ich kenne die Verhältnisse hier zu wenig, und ich wollte erst mit Ihnen Rücksprache nehmen, mein Freund. Sagen Sie mir also Ihre Meinung. Soll ich annehmen?

Sagen Sie mir erst, Freund, wer Sie sind, dann will ich Ihnen antworten. Sagen Sie mir ob Sie ein Abtrünniger sind, ein Rosenkreuzer, das heißt, ein Jesuit, oder ob Sie der treue Genosse unseres Bundes geblieben? Geben Sie mir Ihre Hand, lassen Sie mich dieselbe berühren mit dem geheimen Zeichen, und nun geben Sie mir Antwort, ob Sie ein Bundesbruder sind.

Ich bin's, sagte Hardenberg, dessen joviales Gesicht jetzt einen ernsten Ausdruck angenommen hatte, und der die dargereichte Hand Leuchsenring's mit seinen Fingern auf eigenthümliche Weise berührte. Fühlen Sie es an dem Drucke dieser Hand, daß ich treu geblieben dem beschworenen Bunde, daß ich Ihr Ordensbruder, ein treuer und eifriger Freimaurer geblieben bin.

Gelobt sei Gott, mein Freund, daß Sie das sind! rief Leuchsenring. Alsdann gehören Sie zu mir, gehören zu denen, welche die Zukunft bereiten, und der traurigen Gegenwart einen Damm entgegenstellen in dem Geiste der Menschen. Und nun, mein Freund, will ich Ihnen auch Ihre Frage beantworten, nun sage ich Ihnen: Folgen Sie nicht diesem an Sie ergangenen Rufe, sondern sparen Sie sich auf für die Zukunft, für das kommende Geschlecht. Trübe und unheilvolle Tage stehen für Preußen bevor, und der Geist des deutschen Vaterlandes muß sein Haupt verhüllen und weinen über das, was hier geschehen wird, und was wir Alle herannahen sehen mit Entsetzen und mit Grausen. Die Dämonen der Finsterniß steigen herauf und wollen ihre Schleier ausbreiten über Preußen. Aberglaube, Heuchelei, Jesuitismus nnd lasterhafte Ueppigkeit haben sich mit einander verbündet, um die Geister und die Herzen in Fesseln zu schlagen, und eine Zeit der Verdunkelung wird über Preußen hereinbrechen, wie sie den großen Epochen der Geschichte vorherzugehen pflegt. Glauben Sie mir, wir stehen auf einem Krater! Die königlichen Buhlerinnen wollen ihn mit Blumen und Kränzen überdecken, die königlichen Rosenkreuzer wollen mit ihren Elixiren und Wundertränken die Augen umnebeln, daß sie das Entsetzliche nicht sehen; aber sie halten das Verhängniß nicht auf, sie machen nur, daß es rascher heranrollt und unter seinen Rädern Alles zerschmettert, was ihnen in den Weg treten will. So wie das Böse stets das Gute schafft, so muß auch die Sclaverei stets die Freiheit fördern und ihr zum Siege verhelfen. Der Druck, welchen die Herrschenden seit Jahrhunderten auf die Dienenden geübt, wird jetzt seine rächenden Früchte tragen. Die Sclaven werden die Fesseln zerreißen, das Joch zerbrechen und sich zu freien Männern emporkämpfen.

Ach, mein Freund, rief Hardenberg achselzuckend, Sie sehen unreichbare Ideale sich verwirklichen, an die ich leider nicht glauben kann. Sagen Sie mir, mit welchen Mitteln sollten wohl die armen, geknechteten Völker ihre Ketten zerbrechen und sich zu freien Männern emporschwingen?

Ich will es Ihnen sagen, und Ihre Seele wird schaudern: Die Sclaven werden sich frei machen, die zertretenen Völker werden sich erheben durch ein furchtbares Mittel, durch die Revolution. Sie gährt in allen Gemüthern, sie braust in allen Köpfen. Die Zeit der Ruhe und der behaglichen Empfindsamkeit ist vorüber. Der Sturm und Drang wühlt und wüthet und braust und singt nicht blos mehr in den Köpfen und Herzen der Dichter, er hat sich eingewühlt in jedes Menschenherz, und was die Dichter gesungen und gedacht, das ist eingedrungen in die Herzen der Völker, und das will aus ihnen herausstürmen, das Alte zerstörend, das Neue schaffend. Friedrich Schiller hat mit seinen „Räubern" die Brandfackel hineingeschleudert in die Gemüther der Jugend, und die Fürsten und die verrotteten Höfe nähern und erhalten das angezündete Feuer mit dem Plunder ihrer goldglitzernden Lumpen und ihrer nach Verwesung duftenden Lasterhaftigkeit. Ich sage Ihnen, das Feuer wird auflodern, denn der Sturm und Drang der Freiheit ist in der Menschheit, und Gott hat die Laster der Fürsten zu der Geißel erkoren, mit welcher die Völker gezüchtigt werden sollen, auf die Sclaven frei werden! Auch Ludwig der Fünfzehnte von Frankreich mit allen seinen Lastern und Verbrechen war ein Werkzeug in der Hand Gottes, auch die Königin Marie Antoinette mit ihrem Leichtsinn, ihrer Lebenslust und Verschwendung ist es, und auch Friedrich Wilhelm von Preußen mit seinem Leichtsinn, seiner Gutmüthigkeit und seiner Indolenz ist ein Werkzeug in der Hand Gottes, und muß die Freiheit fördern helfen und die Erhebung der Geister. Und auch dieses heuchlerische Otterngezüchte, diese lügnerischen, betrügerischen Ordensbrüder, diese Rosenkreuzer und Jesuiten müssen den Zwecken Gottes dienen, denn die Lüge ist nur da, auf daß sie die Wahrheit klar mache, und die Knechtschaft soll nur die Freiheit fördern. Darum klage und jammere ich auch nicht, wenn hier das Laster und die Erbärmlichkeit eine Zeit lang jetzt die Oberhand gewinnen, denn der Pessimismus ist allein unser Trost und unsere Hoffnung, und je schlechter es jetzt geht, desto besser wird es einst werden. Je mehr Jesuiten jetzt hier ihr unheilvolles Wesen treiben, desto mehr werden einst ausgerottet und vernichtet werden.

Sie sehen Gespenster und erzählen sich Mährchen, mein exaltirter Freund, sagte Hardenberg lächelnd. Es giebt keine Jesuiten in Preußen!—

Es giebt deren überall, unterbrach ihn Leuchsenring, indem er mit einer ungestümen Bewegung die Hand auf den Arm des Freundes legte und ihn heftig drückte. Ja, mein Freund, es giebt Jesuiten. Sie gehen unter uns umher und sie sitzen neben uns zu Tische, sie drücken uns als Freunde die Hand, sie schmeicheln uns als unsere Bewunderer, sie lächeln uns als unsere Geliebten, sie lassen kein Mittel unversucht, um unsere Herzen zu beschwören und unsere Geister in Banden zu schlagen. Die Rosenkreuzer, was sind sie weiter als verkappte Jesuiten alle miteinander? Den Katholicismus wollen sie uns bringen mit ihrer Verdummung, den Protestantismus wollen sie austreiben mit seiner Klarheit und Erkenntniß. Die Mystik der Rosenkreuzerei soll den Verstand benebeln, Laster und Sünde soll den Geist zerknirschen, und aus der Benebelung und der Zerknirschung sollen die Verführten und Umgarnten sich hineinretten in die katholische Kirche, die in ihrem Mutterschooß eine Ruhestätte hat für alle heimgesuchten Gewissen, die Segen und Vergebung hat für alle Laster und Verbrechen. Deshalb verführen diese Rosenkreuzer den gutmüthigen und leichtsinnigen König zur Debauche und Ueppigkeit, deshalb beängstigen sie sein weiches Gemüth mit Wundererscheinungen und Gespenstern! Rettung soll er suchen in seiner Beängstigung, und Rettung soll er finden in der katholischen Kirche! Oh, ich kenne sie, diese verkappten Jesuiten, diese Rosenkreuzer, und sie wissen es, daß ich sie erkannt habe, und darum hassen sie mich,

und darum schreien sie Zeter und Mordio, weil ich ihre Ränke und Kniffe öffentlich aufgedeckt und es offenbar gemacht habe, daß die Rosenkreuzer nichts anderes sind als Jesuiten, welche den Katholicismus ausbreiten wollen über die Erde. Ich habe das enthüllt, und ich habe es der Welt verkündet in einer Schrift, welche die Schlafenden geweckt und die Zweifelnden überzeugt, und welche die Rosenkreuzer mit Haß und Wuth gegen mich erfüllt hat.

Ich habe davon gehört, sagte Hardenberg gedankenvoll, man hat mir erzählt von einem fulminanten Artikel, den Sie kürzlich in der Berliner Monatsschrift gegen die geheimen Gesellschaften gerichtet hätten, aber ich konnte ihn leider nicht zu Gesicht bekommen.

Glaub's wohl, lachte Franz Leuchsenring, die lieben Rosenkreuzer haben die ganze Auflage dieses Monatsheftes aufgekauft und an sich gebracht, und sie werden, wenn die neue Auflage gedruckt ist, auch diese an sich kaufen, denn sie möchten die Wahrheit und das freie Wort unterdrücken und unter Füße stampfen. Aber es wird ihnen nicht gelingen, denn das freie Wort ist wie der Phönix, es steigt aus der Asche und der Vernichtung immer wieder hervor, es singt seine Hymnen, es donnert seine Flüche, es sitzt wie der rothe Hahn auf dem Dache des Lasterhaften und der Verbrecher, und darum fürchten sie es, das freie Wort, und darum möchten sie mich ermorden, weil ich es gesprochen. Aber das freie Wort wird dennoch siegen, und wir, wir Freimaurer und Brüder vom Orden der Illuminaten, wir werden dem freien Worte zu seinem endlichen Siege verhelfen. Wir Freimaurer sind die Soldaten der Freiheit und der Aufklärung, und unsere Zahl ist groß, und alle bedeutenden und ausgezeichneten Männer in Berlin gehören unserm Orden an, und kämpfen gegen die Finsterlinge und Jesuiten, gegen die Rosenkreuzer und Mystiker. Illuminaten haben wir uns genannt, denn illuminiren wollen wir die Finsterniß der Rosenkreuzer, und der Wahrheit wollen wir die Illumination erkämpfen von der Lüge! Oh, Freund, es ist ein harter Kampf, der sich hier vorbereitet in Preußen, denn die Zahl der Jesuiten und Rosenkreuzer ist unermeßlich, und ein König schützt und behütet sie. Die Zahl der Illuminaten ist verhältnißmäßig noch klein, und nur die Könige des Geistes und der Wissenschaft, nicht aber der Macht und des Geldes gehören zu dem Bunde. Aber wir werden dennoch siegen gegen die Jesuiten, wir stehen auf der Warte Preußens und unser protestantisches Feldgeschrei ist das Wort Luther's: Das Wort sie sollen lassen stahn.

Schön und brav gesprochen, mein tapferer Freund, rief Hardenberg. Wahrlich, Ihr Feuer begeistert mich, Ihr Enthusiasmus erfaßt mich, und ich will Theil nehmen an Ihrem großen und herrlichen Kampf. Nehmen Sie mich auf in Ihren Orden, erheben Sie den Freimaurer zum Illuminaten!

Es soll geschehen, nickte Leuchsenring. Es findet heute Abend bei dem edlen Oberhaupt unseres Bundes, bei Nicolai, eine Ordens-Versammlung statt, Sie können mich zu derselben begleiten, und ich werde Ihre Aufnahme bewirken.

Und dann, nicht wahr, dann, wenn ich Aufnahme in Ihrem Orden gefunden, wenn ich zu den Illuminaten gehöre, das heißt zu den Feinden der Rosenkreuzer und Jesuiten, dann werden Sie es gut finden, daß ich die Vorschläge des Königs acceptire und hier in Berlin ein Staatsamt übernehme?

Nein, mein Freund, ich kann Ihnen diesen Rath nicht geben, und ich darf das nicht gutheißen.

Wie? Sie wollen mich nicht zu Ihrem Kampfgenossen haben? Sie verschmähen meinen Beistand?

Ich verschmähe Sie nicht, ich spare Sie auf für bessere Zeiten. Sie sind mir eine große Kraft, und es wäre schade, wenn sie unwirksam gemacht würde vor der Zeit. Das würde aber geschehen, wenn Sie jetzt schon hierher kämen. Die Rosenkreuzer sind nicht blos mächtig, sondern auch schlau. Sie würden sehr bald erkennen, daß Sie zu ihren Feinden gehören, und Sie würden Ihnen Ihr Amt und Ihre Macht eben so schnell wieder entziehen und Sie ausweisen und von hinnen treiben. Sie würden es mit Ihnen machen, wie sie es mit mir gemacht haben.

Wie haben sie es mit Ihnen gemacht? Was können sie dem Erzieher u. Instructeur des Kronprinzen, den Friedrich der Große ernannt hat, wohl anhaben und ihm Leides zufügen?

Leuchsenring nahm lächelnd einen auseinander gefalteten Brief von seinem Schreibtisch auf und reichte ihn dem Baron Hardenberg dar. Lesen Sie dies Papier, sagte er. Ich habe es vor zwei Stunden erhalten, und es wird Ihnen Antwort geben.

Hardenberg überflog mit einem raschen Blick die wenigen Zeilen, welche auf dem Papiere geschrieben standen, und ließ es dann mit trauriger Miene wieder auf den Tisch niederfallen.

Entlassen, murmelte er. Man wagt es schon, dem Willen des kaum begrabenen Königs entgegenzutreten, und sendet Ihnen Ihre Entlassung.

Man geht noch weiter, sagte Leuchsenring zürnend. Daß man mich entläßt, mag hingehen, aber man setzt an meine Stelle einen Erweckten, ein Rosenkreuzer, dies ist das Schlimmere. Der General Graf Bröhl ist zum Gouverneur des Kronprinzen ernannt und soll die letzte Hand anlegen an die Erziehung des jungen Prinzen.

Und demgemäß werden Sie Berlin verlassen? fragte Hardenberg rasch. Nun denn, mein Freund, so mache ich Ihnen einen andern Vorschlag. Sie wollen nicht, daß ich hier bleibe, wohlan denn, so begleiten Sie mich! Folgen Sie mir nach Braunschweig, sparen auch Sie sich und Ihre Kraft auf für bessere Zeiten, erhalten Sie sich der Zukunft.

Nein, ich bleibe, rief Leuchsenring entschlossen. Ich werde den Rosenkreuzern nicht die Freude bereiten, meinen Posten zu verlassen, sondern ich will ihn vertheidigen bis zu meinem letzten Blutstropfen. Ich bleibe, und die Rosenkreuzer und die Jesuiten sollen an mir ihren stets wachsamen und unerbittlichen Feind finden, und mit mir kämpfen werden alle die tapferen Männer, denen Gott das Schwert des Geistes und das freie Wort in die tapfere Faust gelegt. Die Rosenkreuzer werden die Tage der Finsterniß heraufbeschwören über Preußen, aber die Illuminaten werden die Finsterniß bekämpfen und durchleuchten; die Lasterhaften und die Schwachen, die von Sinnenlust und roher Genußsucht Umstrickten gehören den Rosenkreuzern, aber die Tugendhaften und die Starken und Alle, die im Geiste der Wahrheit und Keuschheit leben, die ganze Jugend, die wird zu den Illuminaten stehen und wird mit uns kämpfen. Oh, mein Freund, es wird eine Geisterschlacht werden, wie die grimmen Hunnen sie gekämpft haben, noch über den Tod hinaus, denn der Sturm und Drang der Jugend ist unaufhaltsam, unwiderstehlich; der himmlischen Macht der Wahrheit müssen die höllischen Geister der Lüge zuletzt doch weichen, und das Licht wird doch zuletzt den Sieg davon tragen über die Finsterniß! Dies ist meine Hoffnung, dies ist mein Glaubenspanier, und darum bleibe ich hier, meinen Feinden, den Rosenkreuzern, zum Trotz. Der Kampf, der Krieg der Geister, das ist meine Lust, das bewegt, das erhebt und erfrischt mich! Aber wenn unser der Sieg ist, wenn die neue Zeit beginnt, wenn wir das Alte niedergerissen haben und es gilt, das Neue aufzubauen, dann, mein Freund, ist Ihre Zeit gekommen, dann sollen Sie der Baumeister sein, welcher mit frischer und freudiger Kraft den Neubau Preußens unternimmt und fördert. Für die düsteren Zeiten der Rosenkreuzer und des Königs Friedrich Wilhelm sind Sie nicht verwendbar, aber nach ihnen kommen die lichten und hellen Tage des jungen Königs, und dem sollen Sie zur Seite stehen als Freund, Rathgeber und Helfer! Denn glauben Sie es mir, der König Friedrich Wilhelm der Zweite wird an dem Horizonte Preußens nur vorübergehen wie eine dunkle Gewitterwolke, welche mit Blitz und Donner, mit Sturm und Drang den hellen Tag des Völkerlebens umdüstert; aber die Gewitterwolke und die Finsterniß wird vorübergehen, und nachher wird es wieder Tag werden und die Sonne wird wieder scheinen. Sie sind jetzt hieher nach Berlin gekommen, um Preußens Unglück zu sehen, ich aber will Sie jetzt auch noch etwas Anderes sehen lassen. Ich will Ihnen Preußens Zukunft und Preußens Hoffnung zeigen! Kommen Sie!

Er nahm den Arm des Freundes und führte ihn an das Fenster des Erdgeschosses, von welchem aus man einen freien Ueberblick hatte in den Garten, welcher das Haus begrenzte. Es war nur ein einfacher kleiner Garten, die Steige mit gelbem Kies bestreut, die Beete zu beiden Seiten mit Burbaum eingefaßt und mit gewöhnlichen Gartenblumen gefüllt. Zwischen den beiden Blumenbeeten auf dem gelben Kieswege stand unter dem mit Früchten behangenen Apfelbaume eine weiß angestrichene Bank, und auf dieser Bank saßen zwei Knaben, oder Jünglinge vielmehr, in einfacher Civiltracht. Der eine von ihnen, von schöner Gestalt und schönem Angesicht, hatte die großen flammenden Augen gen Himmel gewandt, und nach seinem Gehen und Bewegungen, seinen emporgehobenen Händen, seiner lauten Sprache, deren voller Ton bis zu den Fenstern herüberschallte, mochte er wohl eben eine Declamation, die Recitation eines feurigen Gedichtes begonnen haben. Der andere, der hochgewachsene Knabe von sechszehn Jahren, mit den sanften blauen Augen, dem milden edlen Angesicht, dem gutmüthigen Zug um die hübschen frischen Lippen, hörte dem feurigen Gefährten mit einer zustimmenden Miene und einem sanften Lächeln zu.

Auf diesen Letzteren deutete Leuchsenring's erhobener Finger hin. Sehen Sie dort, sagte er. Das ist der zukünftige König von Preußen, der einstige Friedrich Wilhelm der Dritte. Ihm sollen Sie helfen und beistehen, denn er wird dessen bedürfen. Er wird ernten müssen, was die Jesuiten und Rosenkreuzer jetzt hier säen, er wird die herben Früchte auffammeln müssen, von denen jetzt hier die Reiser gepfropft werden. Erhalten Sie sich für Friedrich Wilhelm den Dritten, Baron Hardenberg, und darum lassen Sie sich jetzt nicht verbrauchen und zermürbeln im unfruchtbaren Dienste Friedrich Wilhelm's des Zweiten.

Das also ist der Kronprinz von Preußen, sagte Hardenberg hinausschauend. Jener dort mit dem blonden Haar und den milden schüchternen Blicken! Ich wollte, Sie hätten mir den Andern gezeigt, und dieser schöne Mensch, dieser jugendliche Apoll mit dem Götterlächeln und dem Flammenauge, das wäre der zukünftige König von Preußen!

Das ist der Prinz Louis, der Brudersohn des jetzigen Königs. Sie haben wohl recht, er ist anzuschauen wie ein jugendlicher Apoll, und sein Anblick erfreut das Herz. Wenn Er der zukünftigende König von Preußen wäre, dann würde er es entweder zum Himmel empor tragen oder in den Abgrund herniederschleudern, denn er ist ein Genie, und er wird nicht durch das Leben schreiten auf den gewohnten Bahnen. Nein, es ist gut, daß nicht Er, sondern sein sanfter, junger Freund dort einst die Krone von Preußen tragen wird. Sie haben ihn freilich verschüchtert und verdummt, den armen Knaben. Sie haben ihm die angeborene Blödigkeit und das linkische Wesen durch harte u. rauhe Erziehung vergrößert, sie haben ihm einen kleinlichen Gesichtspunkt, eine mesquine Denkungsweise gegeben, und alles große und geniale Empfinden von ihm auszutreiben gesucht. Er ist verschüchtert und hat kein Vertrauen zu sich selbst, aber er hat einen geraden und tüchtigen Verstand, ein ehrliches und gutes Herz, und das ist für einen König besser als Genialität und Flammengeist. Mein Freund, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich liebe diesen armen, verschüchterten Knaben, der in seiner Jugend schon so viel hat entbehren und dulden müssen, der darben gelernt hat, wie das Kind armer Leute, und der doch niemals geklagt hat. Ich liebe den Prinzen, der ein so liebewarmes Herz hat, und dem doch stets das Wort fehlt für sein Empfinden, ich beklage ihn, denn ich weiß, daß sein jugendlicher Sinn umdüstert wird von einem Kummer, den er wie ein heiliges Geheimniß auf der Tiefe seines Herzens bewahrt, und den ich nur zuweilen in einzelnen Mienen und Worten erkannt habe. Es ist der Kummer eines frommen und zärtlichen Sohnes, welcher seinen Vater lieben und anbeten möchte, und der ihn nicht anzusehen wagt, weil er nicht die Flecken und Schatten sehen mag auf dem Antlitz seines Vaters!

Armer, junger Mensch, sagte Hardenberg theilnahmsvoll. So jung noch und schon so viele herbe Erfahrungen von der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Welt! Aber es mag wohl gut so sein, und wenn er die Taufe der Thränen empfangen und von dem Unglück gesalbt ist, so mag er ein König von Gottes Gnaden werden! Ich will thun, was Sie sagen, Leuchsenring, ich will mich auffsparen für die Zukunft, und wenn Gott es giebt, so will ich mit Freuden Ihrem jungen König der Zukunft einst meinen Geist und meine Kräfte weihen!

Gott wird es geben, Freund, eine freudige Ahnung sagt es mir, er wird es geben! Es mag sein, daß ich es nicht mehr erlebe, und daß der Sturmwind der Revolution oder die Ränke der Rosenkreuzer mich vor der Zeit von hinnen treibt. Aber Sie werden bleiben, und Sie werden dereinst dieser Stunde gedenken, in welcher ich Ihnen den jungen Kronprinzen, Friedrich Wilhelm den Dritten, gezeigt und Sie an ihn verwiesen habe. Er ist die Zukunft Preußens, und in den dunkeln Zeiten, die jetzt hereinbrechen, thut es wohl noth, daß man ein Licht habe, zu dem man aufschaut. Schauen Sie auf den Kronprinzen von Preußen und auf seinen genialen Freund, den Prinzen Louis Ferdinand!

(Fortsetzung folgt.)

Gelungen ist folgende Notiz, welche der „Deutsche in Ohio" (von Canton) bringt:

„Verstarb, an Auszehrung, vorletzten Montag, den 25. Mai dahier, Capt. L. S. Dilley, unlängst für einige Zeit Editor des „Ohio Repository", im Alter von 35 Jahren. Capt. Dilley war einige Zeit im activen Dienste im 103. Ohio Regiment, während welcher Zeit er diese Krankheit aufgabelte. Am letzten Mittwoch ward er auf dem neuen Kirchhofe begraben."

Die „Aufgabelung" der Krankheit ist gewiß ein sehr angemessener Ausdruck.

Ludwig VI., König von Frankreich, ward in der Schlacht bei Brenneville geschlagen und sah sich genöthigt, vor dem Herzoge der Normandie die Flucht zu ergreifen. Ludwig war bekanntlich, seiner Tapferkeit wegen, berühmt; sein Symbolum hieß: „Lieber tausend Mal ruhmwürdig sterben, als ohne Ehre leben."

Auf einen Seitenweg gerathen, sprengte ihm ein englischer Ritter entgegen, ergriff den Zügel vom Pferde des Königs und rief: „Der König ist gefangen!"

„Man nimmt nie den König gefangen," erwiederte Ludwig ganz kaltblütig, „nicht einmal im Schachspiele!"

Ein Schlag mit der Streitaxt, die er gewöhnlich führte, stürzte den Verwegenen vom Pferde.

Lakonisch. Eine junge Französin schrieb an ihren abwesenden Mann folgenden Brief:

„Ich schreibe Dir, weil ich nichts zu thun habe, und schließe meinen Brief, weil ich nichts zu schreiben habe."

Rückblick auf die vergangene Woche.

I. Weltereignisse.

Daß in Europa ein großer Krieg im Entstehen begriffen ist, wird allgemein zugegeben. „Le Nord", das Organ der russischen Regierung in Paris, behauptet, daß noch vor Ende nächsten Herbstes ein europäischer Krieg ausbrechen werde. Diese Erklärung hat überall großes Aufsehen gemacht. Nur zwei noch nicht gelös'te Fragen können zu einem europäischen Kriege führen: nämlich die deutsche und die orientalische. Die deutsche ruht vorläufig und wird von ihr nichts befürchtet so lange Napoleon Frieden hält; anders ist es mit der orientalischen, und in der That haben die Vorpostengefechte im Orient schon längst begonnen. Rußland dringt langsam in Asien gegen die englischen Besitzungen vor und setzt sich fest in den eroberten Gebieten, während es nach Süden hin durch seine Agenten in den Donaufürstenthümern und in den türkischen Provinzen wühlen und Revolutionen vorbereiten läßt. — Die orientalische Frage muß gelös't werden und die Zeit ist nicht ferne, welche die Fortsetzung des orientalischen Krimkrieges bringen wird.

Der atlantische Kabel bringt die Nachricht, daß am Donnerstag Nachmittag um 5 Uhr der regierende Fürst Michael von Serbien, während er im Topshadore Park zu Belgrad lustwandelte, von drei Meuchelmördern erschossen worden ist.

Die Aufregung ist groß.

Serbien ist ein der Türkei tributäres Fürstenthum. Die Zugehörigkeit an die hohe Pforte ist jedoch fast nur nominell. Im Jahre 1817 wurde der bekannte Milosch Obrenowich von der Pforte als erblicher Fürst von Serbien anerkannt, 1839 mußte er resigniren, wurde aber 1858 wieder eingesetzt und vom Sultan anerkannt.

Der jetzt ermordete Fürst Michael ist der älteste Sohn Milosch Obrenowich's, wurde 1825 geboren und wurde 1860 als regierender Fürst von Serbien von der hohen Pforte anerkannt.

Der Telegraph bringt uns noch folgende Einzelnheiten des Attentats:

„Der Prinz promenirte also im Topshedore Park. Drei Mörder mit Revolvern bewaffnet, griffen ihn an. Es begleiteten ihn ein Vetter mit dessen Tochter und die gewöhnliche Suite. Die Mörder richteten vorzüglich ihr Feuer auf die fürstlichen Personen. Der Fürst fiel und starb gleich auf den ersten Schuß. Ebenso starb der Vetter des Prinzen in wenigen Minuten, die Tochter erhielt schwere Fleischwunden, die jedoch nicht gefährlich sind, ebenso wurden auch 2 oder 3 der Begleiter verwundet.

Die Mörder sind als drei Gebrüder erkannt, einer wurde sofort ergriffen und auch die beiden anderen können nicht entweichen. Wie schon oben bemerkt, ist die Aufregung über diese schändliche That sehr groß.

Was in Deutschland noch Alles möglich ist, darüber wird Folgendes gemeldet:

Die „Deutsche Volkszeitung" berichtete vor einiger Zeit über eine seltsame körperliche Untersuchung, welche der Bürgermeister von Einbeck, Herr Ludowieg, an einer großen Zahl von bisher meistens ganz unbescholtenen Frauen und Mädchen vornehmen ließ, weil viele der dort in Garnison liegenden preußischen Soldaten von einer ansteckenden Krankheit ergriffen wurden. Herr Ludowieg hatte darauf die „Deutsche Volkszeitung" wegen Erregung von Haß und Verachtung gegen obrigkeitliche Anordnungen durch Angabe falscher Thatsachen, wegen Verleumdung und Beleidigung denuncirt. Die Staatsanwaltschaft fand die Denunciation begründet und ebenso die Anklagekammer des Obergerichts von Hannover. Letzter Tage hatte sich der Redakteur der „Deutschen Volkszeitung", Ehrenreich Eichholz, gegen jene Anklagen zu vertheidigen. Derselbe gab als Motiv seiner Mittheilung über die Vorgänge in Einbeck das allgemeine Interesse an der Wahrung der Sittlichkeit und der persönlichen Freiheit gegen Zwangsmaßregeln an, sowie das persönliche Gefühl als Gatte und Vater, welches ihn treiben würde, bei einer solchen Beschimpfung seiner Frau oder Tochter, wie sie in Einbeck unbescholtenen Frauen und Mädchen widerfahren, den Urheber derselben niederzuschlagen. Seien die in dem Artikel angegebenen Thatsachen begründet, so sei das Urtheil über diese in dem Artikel mild ausgesprochen. Die Presse in Ländern, wo dieselbe wirklich frei sei, wie in England und Nordamerika, habe die Vorfälle in Einbeck einem weit schärfern, niederschmetternden Verdict unterworfen. Die Kronanwaltschaft behauptete die Unwahrheit der angeführten Thatsachen, folgerte daraus Verleumdung und Beleidigung, indem sie die Maßregeln des Bürgermeisters als geboten durch die Größe des Uebels erklärte. Mit diesem Grunde suchte auch der als Zeuge erschienene Bürgermeister Ludowieg seine Maßnahme zu rechtfertigen und behauptete, daß überall mit größter Schonung und, mit Ausnahme eines einzigen Falles, nur gegen wirklich bescholtene Personen eingeschritten sei. Auch habe sein Verfahren die Billigung seiner vorgesetzten Behörde, der Landrostei gefunden. Die Vertheidigung hatte eine große Zahl von Zeugen, unter denen der Einbecker Polizeisergeant, Dienstherren und Väter wirklich untersuchter und zur Untersuchung geladener Mädchen und eben solcher Ehefrauen, — vorladen lassen. Die Aussagen dieser Zeugen bestätigten, wie der Vertheidiger darlegte, Punkt für Punkt, Wort für Wort die in dem Artikel angeführten Thatsachen: Untersuchung unbescholtener Mädchen und Frauen, zum Theil anonyme Denunciation, Störung des häuslichen Friedens in Folge dieser Untersuchung und Ueberschreitung der Amtsbefugniß von Seiten des Einbecker Magistrats. Aus diesen Thatsachen ergebe sich von selbst das Urtheil über dieselben und dieses sei demnach weder Verleumdung noch Beleidigung. Der Bürgermeister Ludowieg hatte ausgesagt, daß er nicht auf die anonyme Denunziation, sondern auf die Nachforschungen, welche er in Folge derselben angestellt, gegen die denuncirten Personen vorgegangen sei. Die Vertheidigung behauptete, daß diese Nachforschungen keine solche gewesen, wie sie sich für eine Behörde in einem so schweren Fälle geziemt, da sie nur in dem Anhören eines vagen Geklatsches von Nachbarinnen u. Hauswirthinnen bestanden. Die Kronanwaltschaft erklärte indessen den Beweis der Wahrheit nicht für beigebracht, hielt die Anklage in ihrem vollen Umfange aufrecht und beantragte gegen den Angeklagten eine Gefängnißstrafe von 3 Monaten. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten in allen Stücken frei.

Lebte der in Rede stehende Bürgermeister in Amerika, so wäre er an den ersten besten Baum geknüpft worden. Es ist nur zu bedauern, daß der Kerl nicht wenigstens in die Züchtlingsjacke gesteckt wurde.

In Amerika ist noch Alles beim Alten und wer sich dafür interessirt, die Einzelnheiten der Präsidentschafts-Campagne zu beobachten, den müssen wir auf die politischen Tagesblätter verweisen.

II. Localereignisse und Vorkommnisse im Staat.

Die Woche begann am Montag sehr ruhig, im Polizeigericht lagen nur wenige Geschäfte vor und war die Break-Rock schwach besetzt. Col. Alfriend hat überhaupt im Laufe der Woche nur geringen Zuwachs zu seinen Arbeitern in den Steinbrüchen erhalten. Richter Stites gab am Montag Mittag sein Urtheil über die Constitutionalität der Polizei-Bill ab und ist die Bill seiner Ansicht nach durchweg unconstitutionell. Das von Richter Stites abgegebene Urtheil ist ein langes Dokument, jedoch so faßlich abgefaßt, daß sogar Laien den vollen Sinn des Gutachtens verstehen können. Die Polizei-Commissäre müssen die Kosten des Prozeßes tragen. Der Prozeß wurde von den Polizei-Commissären an das Apellations-Gericht gebracht.

Die Entscheidung von Richter Stites betreffs des Polizei-Imbroglio's kann möglicherweise auch andere städtische Beamte berühren. Die Gutachten besagt, daß die städtischen Beamten auch in der Stadt wohnen und von den Bürgern erwählt werden sollen, da das County den constitutionellen Ansprüchen nicht entsprochen hat. Diese Entscheidung betrifft auch die Wahl von Joshua F. Bullitt, Stadt-Anwalt, welcher im County wohnt.

Die Schulprüfungen nahmen im Verlauf der Woche ihren regelmäßigen Fortgang und waren für Alle, welche denselben beiwohnten, äußerst zufriedenstellend.

Die Arbeiten an der Ohio-Brücke werden mit solcher Energie betrieben, daß die Compagnie im Stande sein wird, vor dem nächsten Hochwasser mehrere Spannungen der Brücke zu vollenden.

Rev. Young von Frankfort wurde zur Jail gebracht, weil er sich vor dem Ver. Staaten Gericht weigerte, betreffs des Mobs, welcher den Neger Jim Macklin in Frankfort aus der Jail nahm und ihn erhing, Zeugniß abzulegen.

Thalia's Tempel in Heser's Garten war während der Woche leider sehr schwach besucht, obwohl alle Mitwirkende ihre volle Pflicht und Schuldigkeit erfüllten, um dem Publikum auf gediegener Weise die Produkte des deutschen Geistes vorzuführen.

Donnerstag Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr brach in den Thüren- und Fensterrahmen Fabrik von Hrn. Carr Feuer aus, welches sich mit solcher Schnelligkeit ausbreitete, daß in wenigen Minuten nach Ausbruch des Feuers mehrere anstoßende Bretterhöfe in Flammen eingehüllt waren. Das Feuer Departement war prompt zur Stelle, doch dauerte es geraume Zeit, ehe das wässerige Element in Anwendung gebracht werden konnte. Das Feuer soll das Werk von Brandstiftern gewesen sein, doch ist es der Polizei bis jetzt noch nicht gelungen, irgend welche Thatsachen zu ermitteln.

Die Charter-Convention war am Mittwoch Abend in Sitzung und wurde der Beschluß angenommen, daß der Stadtrath aus einem Board der Aldermänner und einem Board der Common Council bestehen soll.

Der Stadtrath war am Donnerstag Abend in Sitzung und beschloß, daß der Plan der Hrn. Bradshaw und Co. für den Bau einer neuen Jail gutgeheißen wird. Hrn. F. W. Merz wurde der Contrakt für die Eisenarbeiten gegeben. Schon seit längerer Zeit stand in der Mayors-Office ein Muster der eisernen Zellen zur Ansicht, und wurde dieses Muster von Allen, welche dasselbe betrachteten, als das beste erkannt, um den Gefangenen nicht Gelegenheit zu geben, der unfreiwilligen Haft durch Erbrechung der Mauern zu entgehen.

(Eingesandt.)

Der Schwager vom Omnibus hat sich eine so hübsche neue Calesche angeschafft, daß auch so ein Fischmann wie ich einer bin, einmal mitfahren möchte.

Nach Harrods Creek war ich letzte Woche zum Fischfang eingeladen. Auf meine Frage mit welchen Substanzen ich mich dafür zu versehen hätte, antwortete man mir mit geistigen; ich dachte Whisky sei flüssiges Brod und nahm eine gehörige Quantität mit. Per Buggy fuhren wir ab und zwar vier Mann im leichten Phaeten. Der „Butscher mit der Harmonica," Sie kennen ihn ja, hatte die Reise veranstaltet und spielte uns unterwegs einen Ländler aus, daß uns das Herz im Leibe lachte. Bei guter Zeit warfen wir unsere Angeln in den Bach, als auch gleich ein schlauer Sonnfisch an der meinigen hing. Der Lunch wurde ausgepackt, Alles was wir mitgebracht vor unsern hungrigen Magen ausgebreitet, der John K—y, säbelte sich eben ein großes Stück Schinken ab, aus den Flaschen hatten wir schon tüchtig getrunken, da—geht das Pferd mit dem Fuhrwerk durch.

So ein Zugvieh will eben auch seine Pflege, dachte ich; der Lunch steht ausgebreitet, der Whiskykrug steht in der Mitte der Speisen und vorwärts rufen meine drei Begleiter und wir alle Vier rennen dem Buggy nach. Das Pferd ward erst eine volle Meile vom Platze zum Stehen gebracht, das Geschirr in Unordnung wurde wieder festgeschnallt und unserm Fisch- und Lunchplatze trieben wir wieder zu. Wer kann sagen, wer die Früchte Anderer genießt diesmal hatten sich die Schweine unserer Tafel bemächtigt, ein großes Mutterschwein hielt den Schinkenknochen noch zwischen den Hauern, die Ferkelchen hatten Alles vertilgt, den Lebenskrug umgeworfen, und eine große Sau hielt die Harmonica des „Butcher" zwischen den Zähnen und schlug sich dieselbe um die Ohren. Trauer herrschte in unserm Kreise. Die Schweine suchten das Weite, die geworfenen Steine trafen die Bestien nicht einmal. Die Fische wollten nicht mehr beißen, die Sonnenstrahlen fielen heißer, es blieb uns nichts übrig als heim zu fahren. Das nächste Mal befestigen wir unser Pferd an einen starken Baum und dann gebe ich Ihnen einen besseren Bericht über unseren Fang.

Das einohrige Kind. Ein Gutsbesitzer welcher bei der Verstandesvertheilung etwas zu kurz gekommen war, erhielt erst im sechsten Jahre seiner Ehe ein eheliches Geschenk, nämlich einen Knaben, welcher nur ein Ohr hatte. Man zerbrach sich im ganzen Städtchen den Kopf, was denn die Ursache hiervon sein könnte. Endlich sagte Einer: „Seht liebe Kinder, ich meine, das ist so geschehen, die Natur war bei den Ohren des Vaters zu verschwenderisch, und da blieb für den Sohn nicht mehr Stoff genug übrig."

Opposition. Ein Kind schrie; die Mutter fragte: „Was fehlt Dir, willst du essen?"

„Nein!"
„Trinken?"
„Nein!"
„Schlafen?"
„Nein!"
„Nun was willst Du denn?"
„Schreien!"

Das ist doch wohl das klarste Element der Opposition!

Tägliche Briefliste vom 14. Juni.

Baemeister	Ley John
Bamberger C	Mathias u Oswald
Belling Henry	Mueninghof Henry
Bidermann Jacob	Mapes Barbara
Burig Moses	Riehues Henry
Bloch Mrs	Reis R
Poukowski	Redeman Joseph
Brenkman Geo	Reuch Mrs
Cerf Bertha	Rosenfel L
Dietrich Killian	Resche G
Dauerfetter M	Rothgerber Anna
Dorn Fred	Schuicher Mr
Derg Moritz	Schmidt Gustav D
Fritz C	Schürch Joseph
Gurzeller Sam	Schneigert Valentine
Gratz Peter	Schild John
„ John	Schumake Chas
Heuser Elisabeth	Stehle M A
Hein Johan	Sauer F J
Höhler Maximin	Sebastian Adam
Heeb Conrad	Troutwein Jean
Imorde Henry	Wunsch Peter
Jagli Fred	„ Christoph
Knapp Christian	Webber H
Ketzel Mrs Anna	Wilhelmi H
Laun Gustav	Würsch Carl
Lamprecht Georg	Weihr

Jno. J. Speed, Postmeister.

☞ **Briefe, die in der letzten Woche in New Albany nicht eingelöst worden sind:**

Eckhart Wm	Klinoman A
Esler Madaline	Lingenfelter J M
Hohn B	Rutzel Jno
Hearspiel Mr	Schmidt Carl
Kroesbeck Mary	Schwartz M

Stachelmeier.

Jraveltown, in America, schräg in's Winkelche.

Juni 13. 1868.

Jeliebte Rehdachsion!

Sagen Sie mal, wat is dat mit die Omnibus-Reconstructionsbill, von die jetzt immer im Congreß die Rede is. Wenn die Kerls sich unnerstehen, und wollen unsern Omnibus, oder gar mir reconstruiren, dann soll doch gleich een heiliges, Kreuzhimmel — — — — Hurrjeh, nanu hätt ick bald jeflucht und das kost ja Straf, ick will also blos sagen, daß wenn der Congreß in die Familienverhältnisse von unserm Omnibus eingreift, daß ick dann den Herrn Schneidermeister Johnson bitten werde, den Congreß was an't Zeug zu flicken. Die sollen mir nicht kommen. Ick habe schon einmal eene Polemik mit's deutsche Parlament während die Sturm- und Drangperiode vom Freiheitssinn gehabt und das kam so: Wie ick in eene Frankfurter Kneipe sitze und meine Stulle mit eene sanfte Blonde verzehre, kommt een Bedienter von einem Parlamentsmitgliede rin und knüpft mit mich ein Jespräch an über die Constitution. Ick sage ihm, daß meine Constitution mir nicht erlaubt, mir zu besaufen und er sagt mich, daß ick ein Lump bin, wenn ick mir eine national liberale Einrichtung entziehe. Dadruf bin ick ecklich jeworden und der Parlamentsmitgliedbediente steckt mir eene ex officio. Nanu hätten Sie aberscht mal sehen sollen, wie ick ufjefahren bin und den Mann jefragt habe, wat er eigentlich mit seine Handjreiflichkeiten meinte. Wie er Nischte jeantwortet, sondern bloß seine Bratwurscht ufjeknabbert hat, habe ick ihm einen schrecklich verächtlichen Blick zujeworfen, worin ick das janze Parlament inschloß und bin weggegangen, aber janz langsam, damit der Kerl nicht jloobte, daß ick mir fürchte. Er ist ooch janz verschämt sitzen jeblieben und hat verlegen jelacht, weil er fühlte, daß ick das Parlament als Berliner Bürger besiegt hatte. Und dasselbe kann ooch hier in Amerika jeschehen, wenn sich die Kerls inbilden, daß sie den Omnibus, oder gar meine Person reconstruiren können.

In nächste Woche werden hier schöne Jeschichten passiren. Zuerst is das deutsch-protestantische Waisenhaus-Fest innem Woodland, das ick natürlich als humaner Mann besuchen werde und dann kommt die patriotische Sängerbrüder-Tour nach Chicago, wodurch die Welt jerettet werden soll. Ob ick mir an die nationale Spritztour anschließe, weiß ick noch nicht, mein Freund, der Kooper hat mir versprochen, daß er mir eine neue Angströhre schenken wird, wenn ick mir für Sangeslust und Becherklang bejeistern, wat allens janz schön is, wenn ick dazu nur den Familien-Consens bekommen könnte, den jeder in Chicago ufweisen muß, da er sonst rausjeschmissen wird.

Wie in die letzte Woche das jroße Feuer am Fluß war, wo der selige Käsemeier wohnte, da bin ick ooch mit meine janze Bürgertugend in Schlappen und ein sehr derangirtes Costüm hinjelaufen. Als ick kaum da war, wo die brennende Schandsäule zum Himmel schrie — wie die Eenzige sagte — sind ooch der erste Bürgermeester Bartelus und der zweite Keiskerino, beide von dritte Straße, mit ihre Scharwächter anjesegelt jekommen, und haben mir zum Spritzen kommandirt, wat ick nicht thun wollte, weil ick ihre verbrecherische Absicht merkte. Sie wollten mir nämlich blos los werden, weil so viele junge Mächens dabei standen, die alle nach mein jut conservirtes Exterieur schauten, wat die ollen Herrens, die Allens für sich alleine haben wollen, schändlich jeärgert hat. Ick habe mir ooch sehr schnell jedrückt, und kann deßhalb nicht anjeben, wat weiter passirt is. Aber ick kann es mir denken und Sie, jeliebte Rehdachsion, wahrscheinlich ooch. Das Löschen wird wohl losjegangen sein.

Damit Sie sehen, daß ick een anjesehener Mann bin, theile ick Ihnen mit, daß der Herr Grant, een oller Unionssoldat an mir jeschrieben hat. Er sagt mich nämlich, daß es mit seinem Haß gegen die Italiener aus Jerusalem eene eigenthümliche Bewandniß hat und uf folgende Art zu erklären is. Wie er in Galena wohnte und die Gerberei betrieb, welches Geschäft er im Süden uf eene ganz ecklige Art fortgesetzt haben soll, hat er einmal von einem israelitischen Schweinehändler Schinken jekooft. Dieser Schinken war aber mit Bittersalz einjesalzen jewesen und wie der Grant mit seine Familie davon gegessen hat, sind sie uf wenigstens acht Tage nicht aus einem Häuschen rausjekommen, das man gewöhnlich nicht innem Parlor ufzubauen pflegt. Seit die Zeit kann der Herr Grant keinen Israeliten mehr leiden, wat nicht recht von ihm ist, da eene gute Purganz die Constitution sehr zuträglich is. Die „Eenzige" wird sich heute schön ärgern, daß sie das noch nicht gewußt hat, denn daraus hätte sie wieder eenen Quadratfuß politisches Blech schlagen können, womit ick bleibe Ihr affectionirter

Stachelmeier,

mit die vornehme Bekanntschaft.

Das Klima in Rom.

Fanny Lewald schreibt in den Reisebriefen über das Klima in Rom:

Ich kann Euch nicht verbergen, daß ich — obschon das Klima mir persönlich sehr zusagend ist — Rom aus vielen Gründen für äußerst gefährlich halte. Das Wetter ist hier, wie überall, nicht in allen Jahren gleich und wir haben das Glück gehabt, vor einundzwanzig Jahren und auch jetzt wieder sehr mildem Winter zu begegnen; aber auch in diesen milden Jahren hat das italienische Klima an und für sich, und Rom insbesondere, seine bedenklichen Seiten. Ist das Wetter hier hell, so hat die Luft etwas wundervoll Belebendes. Sie ist leicht, scharf, frisch, und hat mich immer an schöne Sommertage in dem Alpen gemahnt. Es sind dann aber im December und Januar zwischen Morgen, Mittag und Abend, zwischen Sonne und Schatten, Wärme-Unterschiede, die sehr empfindlich sind. Am Morgen 10 11 Grad Wärme, um Mittag gelegentlich 20, 30 Grad (Reaumur), u. um Sonnen-Untergang plötzlich eine Verminderung dieser Wärme, die man wie Eiseskälte empfindet, obgleich vielleicht das Thermometer nicht unter 9, 10 Grad gefallen ist. Wir haben an unsern Fenster zwischen der Schattenseite und der Sonnenseite oft einen Unterschied von achtzehn Grad beobachtet, und es lagen dazwischen eben doch nur die vier Fuß der Fensterbreite. Dieser scharfe Abstand macht sich dann natürlich auch auf den Plätzen und in den Straßen äußerst unangenehm bemerklich. Wenn wir um vier Uhr Nachmittags z. B. von der Piazza della Trinita, die denn noch im heißen Sonnenlicht geblendet, ist, in unsere Straße eintreten, welche um die Stunde schon im Abendschatten liegt—und der Weg ist unvermeidlich—, so ist es, als tauche man plötzlich in ein kaltes Bad. Unten in den engen Straßen in der Stadt ist das noch bei Weitem ärger, denn wenn es einmal ein paar Tage lang Sirocco und Regen gegeben hat, so bleiben die engen Straßen, wie die Via del Tritone, die Via Trattina und alle ihnen ähnlichen wer weiß wie lange naß, und man bekommt dann neben dem plötzlichen Eindruck der Kälte noch eine dumpfe Feuchtigkeit einzuathmen, die wie gemacht dazu ist, Erkältungen zu erzeugen. Ist das Wetter aber eine längere Weile siroccos, so wird die Luft sehr schwer, und nervenschwache Menschen haben davon bald zu leiden.

Rechnet nun zu diesen unvermeidlichen klimatischen Bedingungen, daß man in Rom der Versuchung, sich nicht zu schonen, mehr als in jedem andern Orte ausgesetzt ist. Es sind hier in den Kirchen, in den Palästen, in den Museen des Capitol, des Vatican und des Lateran Schätze enthalten, wie auf keinem andern Punkte der Erde. Soll und kann man die ungesehn lassen? Unmöglich!—Man nimmt einen dicken Mantel mit, man fährt, um sich zu schonen, nach den Orten hin, die man besuchen will, — aber das Museum des Lateran ist wie ein Eiskeller kalt — auf den Marmorböden der Galerie Borghese im Palazzo Borghese erstarren die Füße trotz des Herumgehens—in San Pitro in Vincoli wo der Moses des Michel Angelo steht, ist es gerade, als träte man in eine Gletscherschlucht. Die Galerieen in Villa Albani, Villa Ludavisi, Villa Borghese sind entsetzlich kalt — im Pantheon ist es oft naßkalt bis zum Frösteln — und von geheizten Sälen in den Museen und Galerien ist nirgend eine Rede,—des bedenklichen Herumkletterns in den Ruinen und in den verschiedenen Ausgrabungsstätten innerhalb und außerhalb der Thore gar nicht erst zu denken. — Ich bin hier nie ausgegangen, ohne mit zwei dicken Plaids für uns Beide bewaffnet zu sein, und doch bin ich, obschon ich mich vortrefflich in der scharfen Luft befinde, keinen Tag die Sorge um meinen Kranken und um die zum Theil ebenfalls kranken Freunde losgeworden, mit denen wird die Gänge durch die Galerien machten und die alle mehr oder weniger oft die Folgen dieser Uebelstände tragen mußten. Es ist ohne Frage sehr gefährlich, Kranke, die nicht entschlossen sind, von vornherein auf jedes Genießen der hier vorhandenen Merkwürdigkeiten zu verzichten, nach Rom zu schicken, — und kommt einmal ein wirklich kalter Winter über Italien, so ist es mit dem Behagen innerhalb der Wohnungen auch ein mißlich Ding. Wir können dieses Jahr glücklicher Weise hier oben auf der Sonnenseite der Via Sistina darüber lachen, daß von unsern drei kleinen, sehr sonnigen Stuben nur eine heizbar ist, daß Thüren und Fenstern nicht gehörig schließen, denn ich schreibe diesen Brief am Mittag bei offnen Fenstern, und die Sonne flimmert durch die ganze Stube,—aber in manchen schönen, zum Theil reich eingerichteten und sonst behaglichen Wohnungen unserer Freunde sitzen sie wie die Lappländer um den Kamin geschaart und erstarren, wenn sie sich von ihm entfernen; und gestern, wo ich eine englische Familie in einer reizenden Wohnung am Fuße der spanischen Treppe besuchte, und die drei Treppen zu derselben, immer an offenen Galerien vorüber, in die Höfe stieg, während die Orangenbäume im Garten im Lichte glänzten, war ich doch sehr froh, daß wir diese reizenden Hallen, durch welche die Luft zog, als wäre man auf einem Schiffe, nicht alltäglich zu passiren hatten.

Gesund und mit einiger Maßen ausreichenden Mitteln versehn, lebt man von Anfang October bis Ende April vielleicht nirgend angenehmer, genußreicher, innerlich befriedigter, als hier in Rom, vorausgesetzt, daß man, wie gesagt, seine heimischen Vorstellungen zu Hause läßt, und den Bildungsgrad mitbringt, der über das Zufällige, das Unwesentliche hinweg, auf das Bleibende und Große sein Auge zu richten vermag.

Ich sehe hier das Widerwärtige an jedem Tage so gut, so scharf, wie irgend Einer, — ich habe auch keine Freude an all den verfallenen Häusern recht u. links, und unsere reinlichen Treppen zu Hause, und unsere guten Oefen und hunderte andere Bequemlichkeiten, die dort in den Miethwohnungen in der Regel vorkommen, vermisse auch ich ungern,—und doch weiß ich nicht, wie ich Rom wieder entbehren lernen werde, und weiß bestimmt, daß kein Tag vergehen wird, an welchem ich nicht mit Entzücken u. mit Sehnsucht an dieses alte, wüste und so einzige Rom zurückdenken werde.

Eine Civilehe.

Cap. I. Die Sonne ging unter, es ward Abend, und eine dunkle Nacht zog wolkenschwer herauf. Da stand Sie am Fenster und las in einem Romane von der Mühlbach, schaute hinauf zu dem silberhellen Mond und seufzte 2X laut und vernehmlich, denn Er hatte schwarzes Haar, eine goldene Brille, Fingerringe, und Sie war 21. Sie war Cap. V. und eine Blondine, aber nicht unverschämt blond.

Cap. II. Er wohnte in demselben Hause Parterre. Sie liebte Ihn, aber Er wußte es nicht. Sie verreisten Beide in demselben Coupé. Er saß Ihr gegenüber und Sie Ihm.

Cap. III. Die ersten zwei Meilen sahen sie sich in die Augen, Er in blaue, Sie in braune; bei der dritten Meile schlug Sie die Augen in ihren Schooß. Er auch. Da sah Er zwei Hände mit rothen Handschuhen, und Er seufzte: „Roth ist die Farbe der Liebe."

Cap. IV. Er faßt einen Handschuh mit der Hand und frägt: „Wo haben Sie gekaaft de scheene Waare?

„Bei Moses Abrahamson", sagt Sie, „aber selbst gewaschen", und Sie reicht Ihm ihre Adreßkarte.

Cap. V.

Mademoiselle
Eustazia Thymiani,
glassirte Handschuhwäscherin ohne Geruch.

Cap. VI. „Eustazia," sagte Er, „wollen Sie nicht machen e Compagnie-Geschäftchen mit mich? Schließen wir e Heirathscontract. Ich bin der Sohn von Moses Abrahamson."

Cap. VII. „Ja", sagte Sie, „Du bist orientalischer Confession!"

„Civilehe!" sagte Er. „Mein Vater is 36,673 Mark Banco, und ich bin der Einzige!" Und Sie lächelte und war zufrieden.

Cap. VIII. Vater Abrahamson war es auch: denn er sparte damit eine Ladenjungfer und eine Köchin, und erweiterte sein Geschäft in Cap. V.

Cap. IX. Am 3. Juli erschien in der Zeitung folgende Annonce:

„Als civilrechtlich verbunden empfehlen sich und bitten um stille Theilnahme

Ephraim Ascoli Moses Abrahamson, jr.,
holländisches Waarengeschäft,
Euphrosina Trina Eustazia Thymiani,
glassirte Handschuhwäscherin ohne Geruch.

N. B. Das beiderseitige Geschäft wird fortgesetzt.

Cap. X. Nach $\frac{3}{4}$ Jahren gab es einen kleinen Abrahamson j. Sohn, und nach $\frac{3}{4}$ Jahren einen Comparativ davon und eines Tages war der Aelteste von diesen Beiden 3 Jahre, 2 Monat und 1 Tag alt.

Cap. XI. Und Vater Moses Abrahamson jr. zählte seine Söhne und er zählte sein Geld, und er zählte 7 Söhne und er zählte 93,567$\frac{3}{8}$ Mark Banco und sprach:

„Vivat! die Civilehe!"

Cap. XII. Aber Eustazia war sehr corpulent geworden und ihr Gatte sehr mager, darum waren Beide miteinander zufrieden.

Wie hoch? In einen bekannten Laden in Marktstraße trat gestern eine junge Dame, nach der allerneuesten Mode gekleidet, und ersuchte einen jungen, wohlpomadisirten Clerk ihr einige Paar feine Damen-Strümpfe zu zeigen.

Mit der größten Bereitwilligkeit war der Ladentisch gleich darauf voll der reizendsten Bekleidungsversuche himmlischer Waden bedeckt.

Die junge Dame fragt darauf in leisem süßen Tone den Clerk: Wie hoch kommen die Strümpfe?

Clerk erröthet, wechselt alle Regenbogenfarben durch und stottert.

Dämchen wiederholt ihre Frage, worauf der Clerk mit blutrothem Gesicht endlich hervorstammelt: Ich weiß nicht Fräulein, ich glaube, ich denke, sie kommen ein klein wenig über das Knie hinauf.

Der Anzeiger spricht sich für die Kopfsteuer aus. Er ist dann nämlich sicher, daß er nichts zu bezahlen braucht.

Max Joseph I. von Bayern.

König Maximilian Joseph kam auf einer seiner Reisen nach Wien zum Congreß über Lambach. Der Kammerfourier Boshardt begleitete ihn mit anderm Gefolge. In Lambach wurde über Nacht geblieben. Im Ganzen hatte man wenig verzehrt. Am Morgen des andern Tages begehrte der Wirth für die Zeche 1500 fl.

„Dies ist ja doch entsetzlich theuer," meinte Boshardt, „und wahrhaftig," rief er aus, „das getraue ich mir dem Könige nicht zu melden."

„Ich kann's nicht wohlfeiler geben," sagte der Wirth. Boshardt bequemte sich also—weil es ihm zu übermäßig schien—dies dem Könige zu sagen.

„Ei, so zahl's," sagte der König.

„Aber es ist doch wahrhaftig geprellt," meinte Boshardt.

„Was geht Dich's an," entgegnete der König, „Du zahlst die Zeche und damit Punctum.'

Sie wurde gezahlt, und man reiste nach Wien. Auf dem Rückwege kam man wieder über Lambach.

Schon eine Strecke vorher befahl der König, es solle bei dem Wirthe, wie das letzte Mal, eingekehrt werden.

Boshardt suchte dem Könige die theure Zeche wieder in's Gedächtniß zu rufen. Allein der Monarch wollte von keiner Einrede hören, er blieb auf seinem Befehle.

Man blieb also zum zweiten Male bei'm theuern Wirth über Nacht, und Jedermann aus dem Gefolge ließ sich angelegen sein, für die zu hoffende theure Zeche auch theuer zu zehren. Hungrig und durstig ging Niemand zu Bette.

Am andern Morgen fragte der königliche Kammerfourier Boshardt, wie viel Se. Majestät zu bezahlen haben?

„Nichts," antwortete der Wirth.

Boshardt sah den kurzen Redner mit großen Augen an und entgegnete: „Der König von Bayern wird wohl nicht umsonst bei Ihnen logiren wollen."

„Das mag sein, wie es will, diesmal kostet es nichts," wiederholte der Gastwirth.

Als nun alles vernünftige Repliciren nichts half, lief Boshardt zum Könige und erzählte kurz die drollige Geschichte. Max Joseph lachte, wunderte sich, glaubte das Ganze nicht und befahl endlich, der Wirth solle zu ihm kommen.

Dieser kam und wiederholte auf die Frage des Königs, was er schuldig sei: „Nichts!" Als aber der König von Bayern schärfer zu sprechen begann, fiel der Wirth dem Monarchen zu Füßen. Der hob ihn schnell auf und schüchtern sprach Jener: „Ew. Majestät bitte ich fußfällig um Verzeihung: jüngst, als Allerhöchstdieselben mir die Gnade der Einkehr schenkten, war ich in Gefahr, auf die Gant zu kommen. Funfzehnhundert Gulden konnten mich retten; ich verlangte sie, sie wurden mir gegeben und ich wurde vom häuslichen Untergange gerettet. Nun, da ich's bin, will ich nicht noch einmal die Gnade Ew. Majestät mißbrauchen, ich sollte eigentlich noch herauszahlen — aber eben deswegen kostet diesmal die Zeche nichts!"

Der König antwortete: „Es freut mich sehr, wenn ich Dir geholfen habe aus dem Gröbsten; aber geschenkt mag ich auch von keinem Wirth eine Zeche, darum, Boshardt! zahle ihm nochmals 1500 fl. aus, damit die Hülfe dauernd ist; aber Du, Wirth," fuhr er zu diesem fort, „schnüre mir keinen Bayern mehr!"

Ob dies nicht mehr geschah, oder doch, haben die Annalen nicht aufbewahrt.

Der Anzeiger, welcher — nebenbei gesagt — kein Witzblatt ist, giebt in seiner Freitagsnummer den folgenden Unsinn von sich:

„Hier muß ein Sängerfest, ein Volksfest einen ganz anderen Charakter haben. Wir sind keine Vogel Strauße, die in ihnen ihren Kopf eine Zeit lang verstecken, um vor der Welt unsichtbar zu werden, sondern Männern, die befriedigt durch ihre tägliche Existenz als Bürger und Angehörige der ersten Republik der Welt den Aufbau des höchsten idealen Lebens im Reiche der Kunst als eines Domes*) sich widmen, welcher das Gebäude krönen soll.

*) Anmerkung des Setzers. Soll wohl nicht Dom, sondern Restaurationszimmer für die Mitglieder der Presse heißen.

Der schlechte Barometer. Ein Barbier kam des Morgens zu einem seiner Kunden. Während er sein Rasirmesser wetzte, sah er neugierig nach dem Barometer und schüttelte den Kopf. Der Kunde fragte ihn nach der Ursache.

„Ihr Barometer scheint nicht richtig zu sein?"

„Wie so?"

„Ich komme eben von dem Mechanikus W.; seiner stand auf Wind und Regen, und Ihrer steht auf Regen und Wind."

Die abgelehnte Hilfe. Ein Straßenjunge war mit einem wohlgekleideten Knaben handgemein geworden, und hatte ihn eben zu Boden geschlagen, um ihn durchzuprügeln. Da öffnete die Mutter des Bedrängten das Fenster und rief herunter: „Warte, Junge, ich will Dir helfen!"

„Sie können immer oben bleiben, Madame, ich zwinge ihn schon allein!" versetzte der Straßenjunge.

Ein Frühlingsspaziergang

durch den Zoologischen Garten in Hamburg.

Unter dem Vielen, auf das Hamburg allen Grund hat, stolz zu sein, befindet sich vor Allem auch der zoologische Garten, der, in jüngster und obenein sehr kurzer Zeit entstanden, entschieden seinen Anlagen und Einrichtungen nach, zu den schönsten und in Bezug auf die Zahl und Auswahl seiner Thiere zu den ersten in ganz Deutschland gerechnet werden darf. Wer Hamburg seit 6 Jahren nicht gesehen und die Gegend vor dem Dammthor nach Eimsbüttel in Erinnerung hat, der vermag, wenn er jetzt den zoologischen Garten durchschreitet, kaum zu glauben, daß es dasselbe Stück Erde ist, auf dem sich sonst ein ziemlich vernachlässigter Fuß- u. Fahrweg, ein Paar Grasplätze und Bäumchen und der sogenannte Pestberg befanden. Das ganze Terrain ist wie von Zauberhand umgestaltet und begrüßt den Beschauer, namentlich in diesem Augenblicke, in dem der Lenz hier viel weiter gediehen scheint, als ringsumher, wie ein kleines Eden. Die Vegetation erschimmert im ersten keuschen Grün und die Thiere, ihrer Winterbehausung entlassen, freuen sich ihrer größeren Freiheit und der milderen Luft, die hier zu wehen scheint. Wölfe, Füchse, die Königstiger, die Bären, die Schakale, die Dromedare, die Känguru ꝛc. dehnen und strecken sich in ihren Käfigen oder durchstreichen ihre Umhegungen, indeß das sonderbare und fremde Geflügel lustig das Gewässer, die Weiher und Teiche laut schnatternd belebt, dann und wann erschreckt von dem munteren Seehunde, der seine Schwimm- und Taucherkunststücke unablässig versucht, gleichsam, als wollte er erproben, ob er sie während des Winters nicht verlernt. Nicht lange wird es dauern, so wird man auch Freund Biber, den erfindungsreichen Wasserbaukünstler bewundern können, denn mit emsiger Hand schafft man an einigen Kanälen und unterirdischen Gängen, indem man zugleich ihm vielfaches Material zu seinen Konstruktionen bereit legt.

Der Ameisenbär geht indeß erwartungsvoll in seinen vier Pfählen, die eigentlich den Affen gehören und welche er wohl vorläufig nur als Chambres garnies bezogen, umher, indem er mit einer Art freudiger Erregung seine lange rüsselförmige Schnauze putzt. Zuweilen blickt er, tiefsinnig wie Hamlet, zur Erde, als ob er in dieser die kleinen Minirer, den lebendig wimmelnden Caviar gewahrte, den er so gern zu verspeisen liebt. Er scheint, wenn auch nicht Morgenluft, so doch das Erwachen der Natur und in dieser sein krabbelndes Leibgericht zu spüren. Dann und wann, wenn er sich schüttelt u. blinzelnd mit seinen kleinen Augen umherblickt, scheint er zwar nicht „Sein oder nicht sein," aber doch „O, hätt' ich dich, wie wollt' ich dich!" stillschweigend zu deklamiren. Uebrigens ist es ein prächtiges Thier, das seine langen Behänge mit einer Art von Koketterie zu tragen versteht, wenn auch freilich schon nicht mit jener Majestät und stolzen Vornehmheit wie der Löwe, von dem man hier ein prächtiges Paar besitzt. Etwas Königliches liegt wirklich in diesem Thier und wenn neuere Naturforscher sich auch alle erdenkliche Mühe geben, ihn zu entthronen, noch ist es ihnen doch nicht gelungen.

Livingstone spricht in seinen Schilderungen Afrika's die Ansicht aus, daß, wenn man den Löwen ohne vorgefaßte Neigung betrachte, man durchaus nichts besonders Nobles und Hoheitsvolles in seiner Erscheinung werde zu entdecken im Stande sein, sondern nur finden würde, daß er ein Thier von etwas größerem Wuchse, als der Hund und mit einem Gesichte sei, das weit entfernt, dem zu gleichen das die Maler ihn zu machen pflegen, wie das einer alten Frau mit einer Nachtmütze aussähe.

Livingstone, der schon einmal unter den Tatzen eines Löwen lag und nur mit Noth daraus errettet wurde, scheint seitdem eine sehr begreifliche Rankünе gegen das Thier behalten zu haben. Er sieht in ihm nur einen gemeinen Räuber und Mörder einen Auflaurer und feigen Angreifer aus dem Hinterhalt. Schonungslos erklärt er sich gegen seine Legitimität und zerrt an seinem Purpurmantel. Hartwig dagegen sucht ihm Beides zu wahren. „Die majestätische Gestalt," sagt er von ihm, „der durchdringende Blick, die edle Haltung, der stolze Gang, das schöne Ebenmaß der Glieder, die schreckliche Stimme, vor der alle übrigen Waldbewohner erbeben, Alles vereinigt sich, dem Löwen den Stempel der Herrschaft aufzudrücken. Ganz Nerv, ganz Muskel äußert sich seine innere Energie durch die furchtbaren Sätze, mit welchen er auf seine Beute springt, durch die schnellen Bewegungen seines Schwanzes, mit welchem er einen Mann zu Boden schlagen kann, durch sein furchtbares, ausdrucksvolles Stirnrunzeln, durch die Fähigkeit, die Mähne zu sträuben, die im Zorne nach allen Richtungen hin- und her rollt."

Vor dem Exemplar im hiesigen zoologischen Garten muß man gewiß dieser Ansicht beipflichten. Dieser Löwe imponirt.

Amüsant ist dagegen: die Flamingo's, dieses rosig angehauchte gravitätisch wackelnd dahinschreitende Fragezeichen der Natur zu sehen, wie es in ägyptisch geheimnißvoller Weise im Wasser dahinstelzt und träumerisch verzückt in die Höhe schaut, wenn der Flügelschlag hier im zoologischen Garten gern verweilender Störche hörbar wird. Auf einem Beine stehend und dämmernd um sich schauend, erscheint dieses fabelhafte Geschöpf wie ein Fragezeichen. Fragwürdig freilich ist die ganze Natur, von der man hier im zoologischen Garten alle Zonen und Pole nachbarlich zusammengerückt hat. Hier findet man den zottigen Eisbär neben dem majestätischen Wüstenkönig, die Herrscher der Lüfte, den Adler und Condar, neben den wunderbaren und geheimnißvollen Lebenserscheinungen auf dem Grunde des Meeres. Das Aquarium ist eine Welt für sich, und was für eine Welt! Eine Welt der Märchen und Wunder, das wahre Tausend und eine Nacht der Schöpfung. Stundenlang kann man hier stehen und diesen buntschillernden vegetirenden Existenzen zusehen, die bald wie zierliche Pflanzen und bald wie todte Steine aussehen. Da ist ein Haufen Sand, der wie Gold erschimmert und darüber wallt und webt etwas, das wie Seetang, wie Wurzeln und Fasern aussieht und plötzlich erkennt man, wie aus dem Sande die breite Seespinne steigt und darüber jene vermeintlichen Fasern, Wurzeln und Seetangstreifen sich entfalten und allerlei höchst kuriose Lebenserscheinungen aus sich hervorgehen lassen. Reizend ist das kleine sich aufbäumende Wasserpferd, das ein in das Miniatur übergegangener Epigone jener Meerrosse zu sein scheint, die einst den Wagen der Venus und anderer Meergötter gezogen. Diese Fischchen, Krebse, Seesterne, Muscheln, Austern, diese lebenden Korallen und Blumen zu beobachten, giebt ein reizendes Vergnügen, von dem man sich schwer losreißt, um sich wieder in das helle Tageslicht und zu den Erdbewohnern zurückzubegeben.

Droben wird gebaut, gegärtnert, wird geschafft und gearbeitet, um den lachenden Reiz des Frühlings zur Entfaltung zu bringen. Schon sind vor dem stattlichen Restaurationsgebäude die eleganten Tische und Stühle aufgestellt, schon sind die Speisesäle geöffnet, die Wege gesäubert, die lauschigsten Plätze bereit gemacht. „Frühling ist da" heißt es überall, die schöne Jahreszeit will ihren Einzug halten. Der Rasen schießt mächtig auf, die Bäume grünen und blühen, regsam und lebendig wird's überall in diesem schönen und zugleich instruktiven Reiche der Natur. Wer sich und die Seinen erfreuen, geistig anregen und belehren will, der versäume jetzt nicht, einen Spaziergang in den zoologischen Garten zu machen. Der zoologische Garten ist jedenfalls der beste Lustwandelplatz, den man sich denken kann.

Ueber frische Luft.

Der französische Arzt Dr. Jules Lemaire hat vieljährige Untersuchungen über die in Luft und Erde vorhandenen Ansteckungsstoffe, Miasmen, Gährungsstoffe und noch ähnliche Agentien verschiedener Benennung angestellt und ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die bisher allgemein verbreitete Annahme, eiweißhaltige oder aluminöse durch das Hinzutreten von Sauerstoff modifizirte Substanzen seien Erzeuger dieser schädlichen Dünste, ein Irrthum ist. Ein Experiment, wodurch er zu dieser Behauptung gelangt ist, wird wie folgt beschrieben. In einem Gemach der Kasernen eines Forts in St. Denis, worin die Jäger der kaiserlichen Garde einquartirt sind, lauter junge und kräftige Leute, stellte er einen seiner kälteerzeugenden Apparate auf einen ein Meter hohen Tisch und ließ, sobald um 9 Uhr des Abends alle Soldaten sich zu Bett verfügt, alle Fenster und Thüren wohl verschließen; ein ähnlicher Apparat aber ward zugleich in gleicher Höhe zum Zweck der Vergleichung in seiner Luft aufgestellt, Alles zu dem Zweck, um den Wasserdunst der Luft zu verdichten und dann das Resultat mikroskopisch zu untersuchen. Diese Untersuchung nahm um 4 Uhr Morgens ihren Anfang. Das in der freien Luft gesammelte Wasser hatte den Geschmack des reinen Elements und bot nichts Außerordentliches dar. Mit dem in dem geschlossenen Raum enthaltenen war es anders bestellt. Es besaß den Geruch eingeschlossener Luft und das Mikroskop ließ darin eine beträchtliche Anzahl durchsichtiger, sphärischer, ovaler und cylinderförmiger Körperchen entdecken, deren Längen- und Breitenverhältnisse zwischen zwei und drei Tausendtheilen eines Millimeters variirten. Es waren entweder unendlich kleine Pflanzen- (microphyta) oder ebenso winzige Thierkörperchen (microzoa) im Zustande beginnender Entwicklung. Sechs Stunden nach der Verdichtung des Wasserdunstes fand man, daß sich ihre Anzahl sehr vermehrt hatte; in jedem Tropfen Flüssigkeit befanden sich deren viele Tausende. Der Beobachter bemerkte nebst vielen anderen Infusorien darin eine Monade, von welcher, wie Dr. Lemaire meint, das Typhusfieber herrührt.

Er dringt daher auf hinreichende Lüftung oder Ventilation aller zum Aufenthalt des Menschen im Wachen oder Schlafen bestimmten Räume und macht den Mangel solcher Vorkehrungen verantwortlich für eine große Menge ansteckender Krankheiten und deren rasche und weite Verbreitung.

(Aus der „West. Post".)

Der Planet Venus.

Wer erfreute sich nicht des herrlichen Anblicks den uns am letzten 30. Januar die Zusammenkunft der beiden, durch ihren Glanz alle Firsterne überstrahlende Planeten, Venus und Jupiter, darbot, wobei sogar der höhre Jupiter, von Milton, der „kingly rival of the Sun" genannt, von der in Mondesbreite vorbeischwebenden Venus verdunkelt wurde. Venus, als Hesperus die Zierde des Abendhimmels, als Lucifer der Glanzpunkt des Morgenhimmels, hat in allen Zeiten die Dichter begeistert, schon Homer besang ihn „Kalistos", den Schönsten. Nur unsere neueren Dichter scheinen in die Herrlichkeit der Sternenwelt nicht eindringen, die uns darin von den Astronomen erschlossenen erhabenen Vernunftgesetze, die Offenbarung der schaffenden Gottheit, nicht begreifen zu können und klagend, daß Kopernicus, Kepler, Newton und Herschel ihrem Himmel alle Poesie geraubt hätten, drehen sie die altgewohnte Leyer „sie singen des Abends von Liebe und Wein, katzjammern des Morgens Politik."

Wer erfreute sich vor 2 Jahren nicht des Anblicks der am hohen Mittage dem bloßen Auge sichtbaren Venus; wer hat nicht schon einmal in seinem Leben seinen eigenen Schatten im Abendglanz des Hesperus verwundernd betrachtet? Venus entfaltet diesen Glanz zwar nur alle 8 Jahre einmal und wenn auch solchen Glanz in diesem Jahre nicht erreichend, ist sie uns doch seit dem Beginn desselben allabendlich eine freundliche Erscheinung gewesen, wird uns nun aber, nachdem sie am 8. Juni ihren diesjährigen größten Glanz erreicht hat, allmählig als Abendstern verschwinden, um nach ihrem Durchgange zwischen Erde und Sonne, am 16. Juli, als Morgenstern wieder zu erscheinen, als welcher sie am 25. August wieder den größten Glanz erreichen wird. Da nun auch in wenigen Jahren zwei für die Astronomie wichtigsten Ereignisse, nämlich zwei Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe am 10. December 1874 und am 6. December 1882, stattfinden wrden, welch Ereigniß zuletzt im Jahre 1769 stattgehabt hat und erst i. J. 2004 stattfinden wird, so dürfte es für Manchen nicht uninterressant sein, die planetarischen Eigenschaften der Venus mit denen unserer Erde, mit welcher überhaupt kein anderer Planet so merkwürdige Uebereinstimmung zeigt, in Vergleich gestellt zu sehen.

Bekanntlich bewegt sich die Erde in eliptischer Bahn in 20,682,000 geogr. Meilen mittlerer Entfernung um die Sonne, mit einer mittleren Geschwindigkeit von 412 Meile pr. Secunde. Innerhalb dieser Erdbahn, mit 484 Meile Geschwindigkeit per Secunde, umkreist die Venus die Sonne, gleich allen Planeten von West nach Ost, in mittlerem Abstande von 15 Mill. Meilen und vermag sich der Erde in ihrer unteren Conjunction mit der Sonne, d. h. wenn sie gerade zwischen Erde und Sonne steht, auf 5½ Mill. Meilen zu nähern, und in ihrer oberen Conjunction, wenn sie auf der entgegengesetzten Seite der Sonne der Erde gerade gegenüber steht, sich von ihr auf 36 Mill. Meilen zu entfernen. In diesem ihrem Laufe zeigt uns die Venus, auf ihrer uns zugewendeten Oberfläche, ganz dieselben Lichtphasen wie unser Mond; in ihrer unteren Conjunction, also zwischen Erde und Sonne stehend, zeigt sie uns ihre dunkle Seite wie der Neumond, in ihrer oberen Conjunction dagegen sehen wir ihre Oberfläche, gleich dem Vollmonde, voll beleuchtet und zwischen diesen beiden Standpunkten erscheint sie uns in allen Lichtphasen bis zur schmalsten Sichel, ganz wie beim zu- und abnehmenden Monde. Ein Fernrohr, wie solches hier zu Zeiten dem schaulustigen Publikum auf der Straße dargeboten wird, läßt uns diese Lichtphasen vollkommen erkennen, selbst das unbewaffnete scharfe Auge bemerkt in dem jetzigen Standpunkt der Venus, daß ihre uns zugekehrte untere Hälfte nur wenig von der Sonne beleuchtet sein muß, denn die scheinbar von ihr ausgehenden Strahlen fehlen auf dem untersten Drittel.

Wir sehen die Venus stets in der Nähe der Sonne, höchstens 48 Grad von ihr entfernt, bei welcher Entfernung sie, wenn in östlicher Digression, um 3 Stunden 12 Min. später unter- und in westlicher Digression um ebensoviel früher aufgeht, als die Sonne. Es ist nun ein schwieriges aber auch interessantes Problem für die Astronomie, denjenigen Standpunkt zu bestimmen, in welchem die Venus uns in ihrem größten Glanze erscheint; in ihrer unteren Conjunction würde sie uns in ihrem größten scheinbaren Durchmesser unter einem Winkel von 62 Secunden erscheinen, sie wendet uns dann aber ihre dunkle Seite zu; in ihrer oberen Conjunction erscheint sie uns zwar voll beleuchtet, aber wir erblicken sie wegen ihrer großen Entfernung dann nur als einen winzigen Stern unter einem Winkel von 9½ Secunden; auch in ihren äußersten östlichen oder westlichen Digressionen mit halber Beleuchtung ist sie uns noch zu sehen; in ihrem schönsten und intensivsten Glanze, wenn sie dem bloßen Auge am hellen Mittage sichtbar ist, und selbst Nachts einen schwachen Schatten wirft, präsentirt sie sich uns nur, wenn sie in 40 Grad östlicher oder westlicher Entfernung von ihrer unteren Conjunction uns in einer Größe von 40 Secunden erscheint, obgleich sie dann nur in einer schmalen Sichel von 40 Sec. Breite erleuchtet ist.

Von der scheinenbaren Sonnenbahn unsere Ekliptik, weicht die Venus in ihrer Bahn nur um 3 Grad 23½ Min. nördlich oder südlich ab. Sie vollendet ihren siderischen Umlauf um die Sonne oder 360 Grade des Himmels in 224.700 755 Tagen; ihre tropische Umlaufszeit, welche gleich unserem bürgerlichen Jahre von einem Frühlingspunkt bis zu ihrem nächsten Frühlingspunkt gerechnet wird, beträgt 224.69543 Tage oder 224 T. 16 St. 41 Min. 25 Sec. und ihre synodische Umlaufszeit, d. h. wenn sie wieder den gleichen Standpunkt zur Sonne und zur Erde einnimmt, beträgt 583.92 T., aufs nahezu 584 Tage. Zur Erklärung dieser synodischen Periode wollen wir ihre nächste untere Conjunction am 16. Juli, wo sie in gerader Linie zwischen Erde u. Sonne zu stehen kommt, als Ausgangspunkt annehmen. Da die Venus ihren Lauf um die Sonne in 224 70 T. und die Erde erst in 365.25 Tagen vollendet, so wird von jenem Ausgangspunkte am 16. Juli die Venus der Erde vorauseilen und erreicht sie dann nach 224 Tagen wieder denselben Himmelspunkt, so ist ihr die Erde dann um ebenso viel Tage voraus. Venus muß nun der Erde nacheilen und kommt sie zum zweiten Male, also nach 448 Tagen wieder an den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt, welchen die Erde am 365. Tage passirt hatte, so ist ihr die letztere noch um 83 Tage voraus. Eine einfache Proportionsrechnung ergiebt, daß die Venus die 83 Tage Vorsprung habende Erde in 146 Tagen, also nach 584 Tagen vom gemeinschaftlichen Ausgangspunkte ab, wieder eingeholt haben wird und dann wieder in ihre untere Conjunction gerade zwischen Sonne und Erde tritt. Gemäß dieser 584tägigen synodischen Periode berechnet sich, daß die letzte untere Conjunction der Venus am 11. Decb. 1866 statt halte und die nächste nach dem 16. Juli wieder am 20. Februar 1870 stattfinden wird. Nach gleicher Periode berechnet sich auch die obere Conjunction der Venus mit der Sonne, überhaupt jeder Standpunkt der Venus in ihrer Bahn, den sie in übereinstimmenden Vergleich mit der Sonne u. mit der Erde einnimmt.

Der Standpunkt der Venus aber allein in Betracht zur Sonne, wird nach ihrer siderischen Umlaufszeit berechnet; dahin gehören: ihre größte südliche Abweichung von der Sonne (größte südl. heliocentrische Breite von 3 Grad 23½ Min.), in d. J. am 6. Januar Morgens 2 Uhr St. Louis mittl. Zeit und am 17. Aug. Ab. 6 Uhr; ihre größte nördliche heliocentr. Breite, also 3° 23½ Min. nördlich von der Ekliptik, am 26. April Ab. 8 Uhr und am 7. Dezbr. Mittags 12 Uhr. Ferner die größte östliche Länge am 7. Mai, an welchem Tage Venus um 3 St. 9 Min. später als die Sonne unterging, und ihre größte westliche Länge, nachdem sie am 16. Juli zwischen Erde und Sonne durchgegangen ist, am 26. Sept., an welchem Tage Venus als Morgenstern um 3 St. 4 Min. früher als die Sonne aufgehen wird. Auch die Zeit ihrer Sonnennähe und ihrer Sonnenferne wird nach ihrer siderischen Zeit berechnet, dagegen geschieht die Berechnung ihrer auf- oder niedersteigenden Knotenpunkte, in welchen die Venus unsere Ekliptik kreuzt, um auf die nördliche Seite der Ekliptik aufzusteigen oder nach der südlichen Seite den Ekliptik niederzusteigen, nach tropischer Umlaufszeit. Diese Knotenpunkte bezeichnen gewissermaßen den Frühlings- und Herbstanfang und da die Venus am 2. März Vorm. 9 Uhr in ihrem Frühlingspunkte stand, so wird sie denselben wieder erreichen und ihr bürgerliches Jahr vollendet haben am 13. Oktober Morgens 1 Uhr.

Nach dieser Darstellung der planetarischen Eigenheiten der Venus sind noch zur Betrachtung zu ziehen die wirkliche Größe der Venus, ihre Rotation, ihre Berge und Atmosphäre, Tages und Jahreszeiten der Venus, ganz besonders aber die außerordentliche Wichtigkeit, welche die Durchgänge der Venus durch die Sonne für die gesammte Astronomie hat, welche Betrachtungen dem nächsten Sonntagsblatte vorbehalten bleiben müssen.

A. F. Burges.

Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Ein Fechtmeister hatte sich den Ruf erworben, gute Fechter zu bilden. Da geschah es einmal, daß ein naseweiser Kumpan, als er glaubte, Alles dem guten Meister abgelernt zu haben, sich brüstete, jetzt wäre es ihm ein Leichtes, den Meister selbst zu überwinden. In Gegenwart mehrerer Kameraden forderte er seinen Lehrer. Dieser nahm die Forderung lächelnd an. Der Schüler war schon als tüchtiger Schläger bekannt. Der Zweikampf begann nach allen Regeln der Fechtkunst. Bald fing auch der Schüler an, seiner Stärke sich zu bedienen und trieb den Meister in die Enge. „Ha," murmelte der, „mit Zweien fechte ich nicht." Da blickte der Schüler seitwärts, den Zweiten zu sehen; unterdessen wird er vom Meister verwundet. „O," rief der Schüler, „das gilt nicht, davon haben Sie mir niemals etwas gelehrt." — „Das ist's eben," sagte der Meister, „hätte ich Euch Alles gelehrt, dann wär' ich nicht Meister geblieben."

Kaiser Maximilians I. Tod.

Im Jahre 1518 hielt Kaiser Maximilian den Reichstag zu Augsburg, den er durch seine persönliche Gegenwart belebte; es war der letzte seines Lebens. Als dieser beendigt war, ohne daß der Kaiser seine Hauptpläne: Hinderung der siegreichen Fortschritte der Türken, Beilegung der Meinungszwistigkeiten in Deutschland, hätte durchführen können, zog er sich nach Innsbruck zurück. Schon während des Reichstages hatte ihn ein schleichendes Fieber befallen. Zu Innsbruck beschäftigte er sich damit, Gesandtschaften zu empfangen und abzufertigen; auch trug er Sorge dafür, daß nach seinem allenfalligen Absterben sein Enkel Karl, der damals 18 Jahre zählte, zu seinem Nachfolger im Reiche gewählt werden möchte. Unter diesen Beschäftigungen nahm sein Fieber immer mehr zu. In der Meinung, durch Luftveränderung würde sich die Krankheit legen, unternahm er eine Reise nach Oesterreich, und zwar zu Wasser. In der Stadt Wels angelangt, zeigte sich seine Krankheit im Zunehmen, weshalb er sich zu Bette begeben mußte. Bald zeigten sich die Anzeichen seiner nahe bevorstehenden Auflösung. Da ließ er in aller Eile den Pater Georg, einen Karthäusermönch, der vor Zeiten sein Beichtvater gewesen, aus Freiburg zu sich kommen, einen gottseligen und gelehrten Mann. Diesen führte der kranke Kaiser seinem Hofstaate mit den Worten auf: „Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen." Er nahm hierauf die heiligen Sacramente der Sterbenden und fügte sich mit unbeschreiblicher Demuth und Geduld in den göttlichen Willen. Mit seinem Beichtvater unterhielt er sich durch Gespräche von göttlichen Dingen. Auch ließ er zwei Gelehrte von der Universität zu Wien an sein Krankenlager berufen. Bei Tage nahm er immer noch Besuche von Rathsherren und Rednern an, mit denen er sich die Zeit vertrieb; des Nachts aber, wo ihn der Schlaf verließ, ein Vorzeichen des bald erfolgenden langen Schlafes, mußte ihm Johannes Stabius Geschichte vorlesen. Als man ihm rieth, er möchte sich zu seinem Ende vorbereiten, antwortete er: „Das habe ich längst gethan, jetzt wäre es zu spät dazu." Und in der That hatte er fünf Jahre lang sein Todtengeräthe in einem Sarge mit sich herumgeführt. Er setzte seinen letzten Willen auf und bestätigte, zur Vermeidung aller Unordnung, alle seine Unterthanen in ihren Aemtern und Würden, bis sein Enkel Karl ins Reich käme. Er befahl, seine Leiche einen Tag lang Jedermann zu zeigen, damit sich seine Unterthanen des allgemeinen Looses der Sterblichkeit desto kräftiger erinnern möchten. Seinen Räthen und Dienern bot er zum Abschiede jedem die Hand, und als sie um ihn weinten, sagte er: „Warum weinet Ihr? daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?" Er starb endlich zu Wels an der Ruhr, den 12. Januar 1519, als er 26 Jahre regiert und sein Leben auf 59 Jahre, 9 Monate, 21 Tage gebracht hatte. — Zugleich mußte man, vermöge letzter Verordnung, ihm alle Haare abscheren, die Zähne ausbrechen und solche auf dem Kirchhofe zu Pulver verbrennen, wie auch den Körper in dreifacher Kleidung Jedermann sehen lassen. Er liegt zu Neustadt unter Sanct Georgens Altar dergestalt begraben, daß der Priester ihm jederzeit, wie er begehrte, gleichsam auf der Brust stehen muß, wenn er Messe hält.

Was man meiden soll. Eine heirathslustige Alte; einen Invaliden, der nicht müde wird, alle Schlachten und Feldzüge, die er mitgemacht und nicht mitgemacht hat, zu erzählen; eine bejahrte, Frau, die gleich dem Invaliden viel von ihrer einstigen Schönheit spricht; ein junges sentimentales Mädchen, das gern vom Mondschein und von den Ahnen in den Burgruinen phantasirt; eine junge Frau, die Verse schmiedet und Tragödien fabricirt; einen alten Mann, der noch für einen Sänger mit einer jungen Stimme gelten möchte; einen Doctor, der gern Latein spricht; einen eingebildeten Kranken, der nicht mehr lange zu leben glaubt, und dennoch immer bei gutem Appetite ist; einen Recensenten, der nur nach Maßgabe Honorars Lob oder Tadel spendet; den Thee- oder Kaffeetisch, vulgo „Ehrabschneidungs-Anstalt" alter geschwätziger Weiber; einen Helden von einem Haustheater, der von seiner starken Stimme und Gewandtheit im Deklamiren Proben vor dem großen Publikum ablegen will; einen Abenteurer, der für einen großen und berühmten Mann gelten möchte, und endlich ein Mädchen, deren Eltern heißhungrig nach einem Schwiegersohn schnappen.

Das „Pays" ruft, begeistert von der ebenso frommen wie wenig sagenden Rede in Orleans: „Ja, Frankreich war und ist vor Allem christlich, ackerbauend und — kriegerisch."

Dieser Ausspruch ist vor Allem weise, klug und—dumm.

Der glückliche Hieb. Ein junger Grieche, der entrüstet war, weil ihn ein Hund gebissen hatte, traf, da er nach ihm schlagen wollte, seine Stiefmutter: „Zum Glücke," sagte er, „ging der Streich nicht verloren."